

ISSN 1662-1409

litblogs.net

literarische weblogs in deutscher sprache

<http://www.litblogs.net/lesezeichen>

Lesezeichen

Jg. 2010 / 1-4

Copyright bei den Autorinnen und Autoren.

Dieses Digest wurde erstellt mit



MICRO | -NOTE | -QUOTE : Wie sieht es aus , das “digitale Scheiben” , Herr Chervel ?

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:30:33 AM

Tags: [blog](#), [Buch](#), [Buchdruck](#), [David Foster Wallace](#), [Digitales Schreiben](#), [FAZ](#), [Feuilletonrundschau](#), [Heidelberger Appell](#), [Hyperlink](#), [Im Ententeich](#), [Image](#), [individualistisches Schreiben](#), [Innovationsfeindlichkeit](#), [Journalismus](#), [kollektives Schreiben](#), [Kommentarmöglichkeit](#), [libri.de](#), [Macht](#), [Nennung von Quellen](#), [Paid Content](#), [Perlentaucher](#), [Digitales Schreiben](#), [Roberto Bolaño](#), [Roman](#), [Romankunst](#), [Spiegel Online](#), [SZ](#), [Thierry Chervel](#), [Wiki](#), [Zahlschranken](#)

||| [Thierry Chervel](#), Mitgründer und Chefredakteur des Meta- Feuilleton-Online- Magazins “ [Perlentaucher](#)” zur Unterscheidung von journalistischen Inhalten im Netz im Gegensatz zu Formen (individuellen bzw. kollektiven) “Digitalen Scheibens” :

Die Zukunft ist ja längst angebrochen. Das Netz hat Formen von Text hervorgebracht, die ohne es nicht existieren könnten, zum Beispiel das Blog und das Wiki, also eine extrem individualistische und eine extrem kollektive Art des Schreibens. Diese Formen können Funktionen des Journalismus wie die der Kritik oder der Information übernehmen, ohne Journalismus zu sein. Wer nach der Zukunft des Journalismus fragt, ist also gezwungen über diese Formen des digitalen Schreibens nachzudenken, die ihn untergraben, vielleicht sogar ersetzen könnten. (...)

Wikipedia-Artikel sind Texte, die atmen, wachsen und innerlich grollen. Sie haben sicherlich nicht immer in der Realität, aber der Möglichkeit und dem Anspruch nach, den gleichen Willen zu Wahrhaftigkeit und Aktualität wie Journalismus. Sie greifen journalistische Information auf. Aber sie sind kein Journalismus. So wie sie, schon wegen ihres Echtzeit- und stets offenen Charakters auch keine Artikel einer Enzyklopädie sind. Und doch haben sie sich an die Stelle der Enzyklopädien gesetzt.

Auch das Blog stellt journalistisches Selbstverständnis zutiefst in Frage – hierüber ist oft diskutiert worden. Wie radikal anders das Blog ist, zeigt der Vergleich mit einem ebenfalls extrem subjektiven Genre des Journalismus, der Kritik: Kritiker waren daran gewöhnt, das letzte Wort zu sprechen. Danach diskutierte allenfalls noch das Publikum im privaten Rahmen. Anders als bei jedem anderen Genre hatte das Objekt der Kritik stillzuhalten. Ein

Blog wie [Nachtkritik.de](#) zeigt, dass sich diese richter- oder priesterähnliche Position in der Verwaltung der Kunstwahrheit nicht halten lässt: Hier können die Kritisierten zurückschlagen. So krude, unfertig, halb bedacht Blogbeiträge oft sein mögen – durch die Kommentarmöglichkeit und den Hyperlink ist ein Blog doch immer ein Dialog, mit den Lesern, mit anderen Blogs oder Medien, und mit den Kritisierten.

Für die Debatte gilt das gleiche. Am jüngsten Streit über den Islam könnten Medienwissenschaftler wunderbar die unterschiedlichen Argumentationsstrategien der unterschiedlichen Medien studieren. Verkürzt könnte man es so ausdrücken: In den Zeitungen redete man über die Gegner, im Netz redet man mit ihnen. Deutlich wurde es in den Artikeln, in denen sich Thomas Steinfeld ([hier](#)) oder Claudius Seidl nach der ersten Runde der Debatte gegen Kritik verteidigen, häufig ohne die Adressen der sie kritisierenden Artikel (etwa [hier](#) im Perlentaucher) anzugeben. Im Netz verlinkt man zu den Artikeln, auf die man antwortet, im Journalismus teilt man die Information über die Gegner in Portionchen aus. Und auch wenn es an Journalismushochschulen als ungehörig gelehrt wird, verzichteten Journalisten häufig auf die Nennung von Quellen. Darauf basierte ja ein Teil ihrer Macht, solange die Öffentlichkeit die Filter der Medien brauchte: Was sie nicht nannten, existierte eigentlich nicht. Das SZ-Feuilleton zum Beispiel ließ in der Islamdebatte keinen einzigen Beitrag zu, der Steinfeld widersprach. Keiner der von Steinfeld Attackierten durfte antworten. Es galt nur Steinfelds Version ihrer Ideen. Das ist das Pfäffische am klassischen Journalismus, der selbst entscheiden will, was die Schäfchen wissen dürfen. Die Leser der SZ kennen dadurch allerdings nur einen Ausschnitt aus der Debatte. Im Blog kann der Blogger natürlich kritische Kommentare entfernen, aber auf die Dauer macht das sein Blog steril. Es geht nicht ohne Diskussion.

Wenn die Zeitungen sich nun einfach weiter für Zahlschranken entscheiden (die ja bei er FAZ oder der SZ nie abgeschafft wurden), schneiden sie sich auch von Möglichkeiten ab, die Text bietet, und von Erwartungen, die legitimer Weise an Text gerichtet werden. Sie konservieren, für ein Weilchen, die alte Welt in der neuen. Der Zeitungsartikel ist hermetisch, der Blogbeitrag porös, die Kritik ist rund (oder spitz), der Blogbeitrag fragmentarisch. (...)

Verlagen und Autoren steht die schwierigste, aber auch aufregendste Zeit seit Erfindung des Buchdrucks bevor. Ist ein Buch, das nicht in Gestalt eines Buchs erscheint, überhaupt ein Buch? Jürgen Neffe träumt von “undruckbaren Büchern”, die nur in digitaler Form existieren können und neue Formen der Erzählung und Darstellung ausprobieren. Ist die Entscheidung eines heutigen Autors, einen Roman im klassischen Sinne zu schreiben, bereits so etwas wie die Entscheidung eines Oulipo-Autors, ein Gedicht ohne den Buchstaben “e” zu schreiben, eine willkürliche, selbstauferlegte Regel und geistige Askese? Wird das Genre des Romans außerhalb des Gegenstands zwischen Buchdeckeln überleben?

Das Buch verschwindet von seinen Rändern her, oder genauer: Es löst sich auf in den neuen Aggregatzustand der Zeichen wie Eisschollen im Klimawandel. Bestimmte Formen sind obsolet geworden: Die Wikipedia ersetzt den Brockhaus. Wozu noch Loseblattsammlungen? Reiseführer lassen sich in digitalisierter Form viel besser aktualisieren – und mit Leserkommentaren versehen. Naturwissenschaftliche Erkenntnis wird nicht mehr in Büchern verbreitet, sondern in Zeitschriftenartikeln – und diese Artikel sind in Wirklichkeit Dateien in Onlinedatenbanken, die man durch supermassive Bezahlschranken abschottet, sofern sie nicht open access sind. In den Geisteswissenschaften könnte eine ähnliche Entwicklung bevorstehen – der “Heidelberger Appell” war die Immunreaktion der traditionellen Akteure gegen das Kommende.

Nur das ans breite Publikum gerichtete Sachbuch und die Literatur stehen scheinbar unangefochten da. Jahr für Jahr werden neue Romane veröffentlicht, unsterbliche Meisterwerke darunter wie Roberto Bolaños “[2666](#)” oder David Foster Wallace’ “[Unendlicher Spaß](#)“. Nur wenige Schriftsteller scheinen sich für die neuen Formen von Text und Schreiben zu interessieren, die im Netz entstanden sind. Kaum einer führt ein Blog, wo er skizzieren und experimentieren und nebenbei auf neue Art mit seinem Publikum diskutieren könnte. Manche Autoren lassen sich mit ihrer Schreibmaschine filmen.

Aber auch der Roman ist nichts Ewiges. Er ist entstanden durch den Buchdruck und die Existenz eines breiteren Publikums, das lesen konnte. Damals galt er als das ganze Neue und Verdächtige. Seine Sprache

war ungebunden – also lose. Anders als Versepen deklamierte man ihn nicht in Gesellschaft, sondern las ihn in seiner Kammer. Der Rahmen fehlte. Der Roman, das waren Bücher, die man “ mit einer Hand” las. Pastoren und Professoren rieten besonders den Mädchen und Frauen ab. Das Autoerotische am Genre war zutiefst verdächtig, die entfesselte Imagination in einer Sprache, die sich durch ihren Prosacharakter selbst zum Verschwinden brachte. Wo ist der Halt, die Kontrolle? Der Roman zermanschte das Gehirn!

Hm, vielleicht sollte man das Genre mit den neuen Mitteln neu ausprobieren?

||| Der Ruf nach der Entwicklung von neuen Formen “ digitalen Schreibens” , wie es aus Chervels “ [Ententeich](#)” erklingt , ist fraglos äusserst berechtigt . Nicht ganz legitim will uns das rhetorische Zusammenrühren (und heimlich wieder Auseinandernehmen) der Kategorien “Journalismus” , “avancierte Romankunst”, von “unpaid” (Blogs , Wikis) zu “ paid content” (Zukunftshoffnung der Zeitungen) erscheinen . Für Jemanden , der nicht nur die Kurzreferate sämtlicher Rezensionen der deutschen Qualitätspresse an den Online-Buchhändler [libri.dev](#) verkauft , sondern auch die gesamte “Feuilletonrundschau” an Spiegel Online verschreibt , wird hier aus dem Glashaas ganz schön heftig mit Steinen geworfen . Belastbare Modelle des “ digitalen Schreibens” finden sich “ Im Ententeich” jedenfalls nicht .

||| Update : Zum 10jährigen Bestehen des “Perlentauchers” befragt , definiert Chervel dessen zentrale Tätigkeit wie folgt :

Wie würden Sie den Perlentaucher beschreiben? Was machen Sie konkret?

Der moderne Begriff ist “händisch aggregieren”. Wir machen Presseschau. Wir verlinken und verweisen auf interessante Inhalte im Netz. Zum anderen sind wir publizistisch zunehmend zu einer eigenständigen Stimme geworden.

[MEEDIA- Interview mit Chefredakteur Chervel : “Currywurst-Bude” Perlentaucher](#)(Meedia , 15. 3. 1010)

||| • von [Christiane Zintzen](#) in [in|ad|ae|qu|at](#)

Die Banater Emmanuelle.

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:13:19 AM

„Ich möchte Ihnen keine Probleme wegen Ihrer Frau bereiten.“ Sagte sie. Ich hatte an der Theke des>>>> [Soupanova](#) s gegessen, es war propevoll gestern nacht. Ob sie mich wohl gleich erkannte?>>>> „[Junge Frau](#)“, das hatte ihr g a r nicht gefallen, war mein Gefühl; vertraute ich ihm, dachte ich vorher, dürfe ich auf gar keinen Fall Krawatte tragen. „Ich habe erwartet, Sie im Anzug zu sehen“, sagte sie denn auch, die junge Frau.

„Nicht im Soupanova.“ Was gelogen war: ich zieh an, wonach mir ist. Bei ihr war mir nach harter Lederjacke. Lammfellweste drunter, was dann erst recht zu warm war. Cigarillos, logisch. Ich erkannte sie sofort, als sie eintrat. Au weia, dachte ich. „Ich möchte Ihnen keine Probleme wegen Ihrer Frau bereiten“, war der erste Satz, den sie zu mir sagte.

„Das gibt keine Probleme. Meine Frau und ich, wissen Sie, das ist ein seltsames Verhältnis. Sie lehnt mich sexuell ab... nein nein, ich habe kein Problem damit, das offen zu sagen. Man kann sagen: sie lehnt meine sexuellen Neigungen ab. Dennoch sind wir zusammen. Dennoch, sie ist meine Frau. So ist das.“

„Sie sind in sexueller Hinsicht ziemlich frei, oder?“

War das bereits der Flirt? „Das Problem sind mehr meine Geliebten. Die e finden meine Eskapaden nicht lecker. Meiner Frau sind sie egal.“ „Geliebt en? Immer gleich in der Mehrzahl?“

„Sehen Sie“, sagte ich, „Sie jetzt auch schon.“

Ich half ihr aus der Jacke. Sie ist relativ hochgewachsen, wie viele junge Menschen heutzutage, ich bin dagegen ein Kleinwüchser von einsneundundsiebzig einhalb. Eine Geliebte hatte mal gesagt, sie trage in meiner Gegenwart besser keine hohen Schuhe. Was mich verstimmte hatte. Daß „es“ nicht der Körperwuchs sei, hatte ich erwidert und mir spontan angewöhnt, von j e d e r Frau ab, sagen wir, 1.77 einzufordern, um Emmanuelle Arsans Willen nie auf hohe Schuhe zu verzichten. „Ich trage keine hohen Schuhe“, sagte nun die s e Arsans. Sie war auch sonst jugendlich gekleidet: Jeans, Pulli, darüber ein dunkles Blouson – eine schmale Frau, die einmal elegant werden wird. Weiß sie aber noch nicht. Spontan die Lust, ihre linke Brust zu berühren. Man sagt mir zwar anderes nach, aber das stimmt nicht: ein Grabscher war ich nie. Nur die Augen halt. Ich schau immer direkt, nie verstoßen. Sie merkte das und ging ein wenig ins Hohlkreuz.

„Das hat Ihnen nicht gefallen, das mit der jungen Frau.“

„Ich bin 26.“

„Eben.“

„Wissen Sie: rotes Haar ist an sich nicht mein Revier.“

„Sind Sie enttäuscht, weil sich das ändert?“

Da war ich erstmal sprachlos.

Sowieso.

Ich war davon ausgegangen, daß wir uns duzen würden, von Anfang an; sie ließ mich aber, bis zum Schluß, aus meinem inszenierten Sie nicht heraus. Ihr das Du anzubieten, hätte was von einem etablierten Herrn gehabt, der sich zu einer „Kleinen“ herunterbeugt, was in unserem Fall schon wegen Arsans Körperhöhe nicht geht, aber vor allem meinem Jagdtrieb vors Schienbein, nein: vor beide, getreten hätte; Lederjacke, sag ich nur. Ich saß auf dem Barhocker, sie stand neben mir. Ich hatte keine Lust, chevaleresk zu sein. Heute mal nix Alte Schule. Übrigens ließ sie ihre Blicke genau so sinnlich über mich laufen. Genau so klar war aber, daß sie mich heute nicht mit ihr schlafen lassen würde. Noch nicht. Leser, Sie werden meinen Genuß kaum ahnen, das hier hinzuschreiben und dabei zu wissen, daß sie es lesen wird. Ich schreib das eigentlich auch nur für sie, nicht für Sie; daß Sie dabei zugucken, garantiert die kleine pikante Perversion, die ich bei so etwas schätze. Was diese (ich insistiere:) junge Frau ziemlich gut weiß. Überhaupt war sie informiert über mich, man kann sagen: sie hatte sich vorbereitet. Nicht für ein devotes Vorstellungsgespräch (sowas inszeniere ich ja auch immer mal gerne für Blinddates), sondern auf einen Ringkampf. Sie sagte das nicht, aber ich hörte: „Ich bin keine Trophäe“. Wahrscheinlich stellte sie sich um meinen Schreibtisch herum lauter Souvenirs von Frauen vor. Vor noch drei Jahren hätte sie recht gehabt. Über meiner Schreibtischlampe hingen damals zwei Nylons, nein, nicht von einer Frau, in meine Schreibtischschublade tat ich fast zwei Jahre lang Slips von Frauen, die sie mir beim allerersten Treffen gaben, an der Bücherwand hing ein BH. Sowas gefiel mir. Ein Ohrring, den ich einer Schönen nachts aus dem Läppchen riß, nicht absichtlich, nein, sondern wir fielen so übereinander her, und das Blut schmeckte mir, ich kann ganz vergessen auf Blut sein, auch auf jenes mit dem starken Metallgeschmack... – also der Ohrring, fein, silbern, liegt bis heute auf meinem Schreibtisch, ich schau ihn immer wieder an. A u c h eine hochgewachsene Frau, übrigens, Basketballerin, Profisport. Dann fing ich eine Liste aller Frauen an, mit denen ich jemals geschlafen habe, ich nummerierte sie durch, das wäre sonst übersichtlich geworden – ich brach das aber ab, weil ich hätte auch diejenigen Frauen mit draufschreiben müssen, die ich wirklich geliebt habe

und immer noch liebe. Das wollte ich nicht. Es waren bis da hundert/hundertfünfzig Namen, ich weiß nicht mehr, so schwindlig war mir. Die Angelegenheit selber ist kein Grund, sich zu schämen; ein Grund, sich zu schämen, ist, daß einem manche Namen nicht mehr einfallen, man hat nur noch den Vorschein eines Gesichtes, oder einen Sprechklang, oder eine besondere – „technische“ ist falsch – Vorliebe; auch sehr schwere Brüste bleiben in der Erinnerung, die in den Handflächen sogar taktil erhalten ist. Eine andere Frau, die momentan eine Rolle zu spielen beginnt, schrieb: ihre Art (ihre A r t, stellen Sie sich vor!) sei immer auf den Samen des Mannes aus. Das sind so Sätze, denen keiner entkommt. Es sind nämlich nicht Sätze, sondern Fallen: hier ist es sogar eine Rutsche, über die man hoffnungslos in den Schlamm der Seeufer glitscht. Dann wird ge faßt, er wird gezogen und ertränkt. Am besten hört man diesen Sätzen gar nicht erst zu. Am besten, man liest weg. Kann man aber nicht, weil sie zu gut, zu perfekt gewundene Schlingen sind; einer wie ich dürfte nicht mehr vor die Tür, wollte er sich nicht verfangen. Das wissen diese Frauen. Den Kokolores von Seelennähe und pochender Verliebtheit, die an den Wänden der Pubertät entlangstreicht, dürfen Sie, Leser, getröstlichst vergessen, wenn die Genetik Arsans herrliche Zähne zeigt. Ich hab mal in einem Porno eine Szene gesehen, very close up, die eigentlich nichts war als die Szene, die man in j e d e m Porno sieht. Hier aber sah man die unpersönliche Gier, eine von der Frau wie von dem Mann als Bewußten völlig abgelöste Gier, eine Gier des Organs, muß man das nennen: und zwar, wie die inneren Labien über den Schaft leckten n a c h dem Erguß: sie leckten ihn a b; da sollte nicht ein bißchen vergeudet werden, nein, alles alles sollte rein. Das war der Wille des Organs und hatte mit den beiden Beteiligten gar nichts mehr zu tun. „Irgend eine Kraft des Universums hat sich in einer Stelle ihres Körpers konzentriert“, schreibt Pynchon.

Über allies sprachen wir, Frau Arsans und ich, aber gar nicht mehr, sondern das war eine Voraussetzung. Es wurde spät, nein: früh, als wir uns trennten. Sie erzählte, wie sie zur Literatur gekommen sei, sie erzählte von Rumänien, vor allem von ihrem Großvater, so kamen wir auch auf>>>> [Peter Grosz](#), kamen auf Hertha Müller und Richard Wagner. Da war sie naiv. Sie g l a u b t e einfach, was geschrieben stand, was behauptet wird, was inszeniert ist; sie war dieser ganzen Heuchelei, bei der es nur um Machtpositionierung im Literaturbetrieb geht, wie ein ganz kleines Mädchen aufgegessen. Ich fand, sowas stehe ihr nicht. Also

diskutierten wir. Ich berichtete ihr von den Hintergründen; vieles wußte sie einfach deshalb nicht, weil sie viel zu jung gewesen ist damals... überlegen Sie mal: als die Mauer fiel, war sie fünf. Was konnte sie erlebt haben von den Banater und Siebenbürger Auseinandersetzungen noch zur Ceausescu-Zeit? Nichts, gar nichts. Alles nur ein Hörensagen. Ich blieb aber sehr ruhig, jetzt wirklich mal der ältere, besonnene Mann. Der einfach nur Verhältnisse geraderückt. Und ihr nebenbei zeigte, wie dieser Betrieb funktioniert und wo die Fußangeln liegen.>>>> [Scheel, der als ein solcher peinliche Anhänger John Waynes](#), weil damit besonderer US-Experte für europäisches Denken, hat sie>>>> [mit ihrem Foster-Wallace-Projekt](#) zum>>>> [Merkur](#) eingeladen; das muß man sich vorstellen. Andere nicht. Weshalb? „Sie sind eine schöne junge Frau, deshalb.“ „Aber er hat mich doch noch nie gesehen.“ „Das spielt keine Rolle, weil er eine Projektion von Ihnen hat und weil Sie diese weibliche Fähigkeit h a b e n, Projektionen in Männern auszulösen. In mir auch, klar. Wenn man Sie treffen will, sein Sie damit heikel. Alle wollen eines, in beruflichen Zusammenhängen ist das blöd, wenn Sie dann abweisen müssen. Das hat Folgen. Mir haben die Schwulen immer übelgenommen, daß ich nicht zu ihnen gehöre. Was meinen Sie, was ich deshalb an Aufträgen alles verloren hab. Und was Sie anbelangt: klar, i c h will das auch, selbstverständlich, es wäre außerdem beleidigend für Sie, wollte ich es nicht: mir Ihren Körper nehmen. Aber auf mich sind Sie beruflich nicht angewiesen, es ist sogar besser, Sie erwählen mich nicht, damit man Sie nicht in Gruppenhaft nimmt. Also haben Sie jede Freiheit, meine Avancen abzuwehren.“

Da lachte sie was. Ganz frei, fast unschuldig. Was sie natürlich nicht ist.

Dann Foster Wallace. Verhältnismäßigkeiten. Was alles nicht mehr bekannt ist. Die Großen Romane. Was Dichtung ist. Was das L e b e n eines Dichters ist. Daß es sich nicht um einen Beruf handelt. Daß man nie wissen wird, ob man wirklich einer war, noch dann nicht, sagt Mahler, wenn man auf dem Sterbebett liegt. Daß da immer eine tiefe Unsicherheit bleibt, die man entweder mit öffentlichem Erfolg bemäntelt oder mit Größenwahn oder mit beidem. Darüber sprachen wir. Ich war erregt, als ich ging. Es war an mir, das Gespräch zu beenden, i c h führe, Punkt. Aber ich war erregt. Es war irgendwas nach eins. Wir werden uns wiedersehen. Abermals: Punkt.

• von [Alban Nikolai Herbst](#) in [Die Dschungel. Anderswelt. zu Der Herr der Dschungel](#)

Seraphima, die Schwerhörige

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:28:22 AM

Du weißt: wenn es schneit schauen sie alle dir zu – die Toten und Kommenden, wie du nicht nähst, wie du fröstelnd nichts tust.

Durch den Schnee hindurch sieht man dich, Phima. Immer am Fenster, auf einem Bauernstuhl, wie von Spinnen geschnitzt, thronst du, Atem der Spitzengardine, während die Erdscheibe im Weltteich dieselben traurigen Fische umkreist,

während die Anderen lieben und öffnen die Münder voller schmelzender Worte wie Marktbonbons. Wie kann es dich rühren? Es schneit und du weißt: sie schauen dich an – die Toten und Kommenden, jede Flocke – ein Blick

im Boden versinkend. „Ob es darunter auch schneit?“ sagst du und lachst fast erschrocken vor plötzlichem Glück.

• von [Marjana Gaponenko](#) in [der goldene fisch](#)

Bitter im Mund

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:19:01 AM

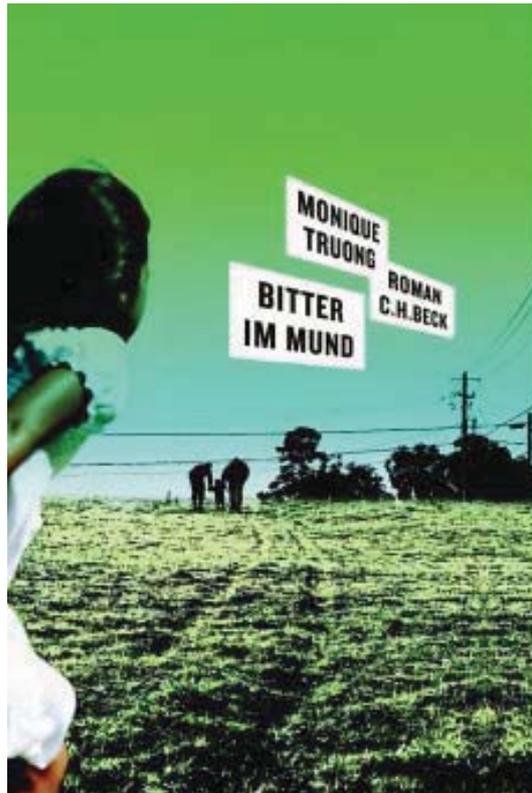
Monique Truong: »Bitter im Mund«, C.H.Beck 2010, Foto: © Marion Ettlinger

••• Auf Monique Truongs neuem Roman »Bitter im Mund« musste ich länger warten, als mir lieb war. Bereits vier Monate vor Erscheinen wusste ich, dass ich dieses Buch lesen muss, und ich hatte eine sehr bestimmte Ahnung, dass ich es auch mögen würde. »Bitter im Mund« ist – wie »Die Leinwand« – im Verlag C.H.Beck erschienen, und aus diesem Grund konnte ich in der Verlagsvorschau, in der auch mein Buch angezeigt wurde, bereits den Klappentext zu Truongs neuem Roman lesen, als der noch nicht einmal fertig ins Deutsche übersetzt war.

»Du würdest unter dem zerbrechen, was ich über dich weiß, kleines Mädchen.« Das sind die letzten Worte der Großmutter Linda Hammericks, und es bleibt ihr überlassen, herauszufinden, was damit gemeint war. Linda, Mitte der Siebziger Jahre in Boiling Springs, North Carolina, aufgewachsen und heute in New York lebend, hat eine Gabe, die sie vom Rest der Familie unterscheidet. Sie kann Wörter »schmecken«, und an diese besonderen Wahrnehmungen heften sich zugleich ihre Erinnerungen. Aber ihre frühe Kindheit liegt im Dunkeln, geblieben ist ihr nur ein bitterer Geschmack im Mund, den sie keinem bestimmten Wort zuordnen kann.

Linda Hammerick ist die Erzählerin dieser modernen Südstaatsaga; und Linda erzählt sich selbst, beginnend mit ihrem siebten Lebensjahr. Ein »Davor« gibt es nur im Leben der anderen, ihrer nahen und entfernten Familienmitglieder. In ihrem eigenen Leben scheint es dieses »Davor« nicht zu geben. Und wenn Linda über ihre Mutter DeAnne schreibt, sie sei allem Anschein nach bereits als 35-Jährige zur Welt gekommen, so kann man mit gleichem Recht annehmen, Linda hätte ihr Leben als Siebenjährige begonnen. Ihr Großonkel, den sie immer nur beim Kosenamen Baby Harper nennt, ist ein leidenschaftlicher Fotograf. Dass er selbst, da immer hinter der Kamera, nie auf den unzähligen Familienfotos auftaucht, berichtet Linda. Dass auch sie selbst auf keinem der von ihr beschriebenen Fotos zu sehen ist, obgleich der geliebte Großonkel doch keine Gelegenheit ausgelassen haben dürfte, sie zu fotografieren, das hingegen spricht Linda nicht aus.

Was Linda erzählt, ist die Geschichte einer in den Südstaaten verwurzelten Familie. Sie berichtet von drei Generationen, allesamt ehrbare weiße Südstaatler, Anwälte und sogar Richter, bei deren Charakterisierung man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, sie wären allesamt noch höchstselbst als Landnehmer nach North Carolina gekommen, UR-US-Amerikaner gewissermaßen und so weiß, dass sie die in Boiling Springs zweifellos ebenfalls lebenden »Schwarzen« nicht einmal wahrnehmen, geschweige denn, dass sich ihr Leben mit deren Leben kreuzen würde – sieht man einmal



vom Bitte-Danke an der Supermarktkasse ab.

Die Erzählung setzt ein mit dem Tod der Großmutter Iris, einer Frau, die die ebenso seltene wie unbequeme Eigenschaft besaß, »immer die Wahrheit zu sagen«. Und »immer« meint hier tatsächlich »immer«. Wenn Iris also auf dem Totenbett zu ihrer Enkelin den oben zitierten Satz spricht, kann kein Zweifel daran bestehen, dass tatsächlich etwas geschehen sein muss, an das Linda sich nicht erinnern mag oder erinnern kann, und folgerichtig beginnt sie umgehend, ihre und die Vergangenheit der Familienmitglieder erzählend zu durchforsten: Was nur könnte Iris gemeint haben?

Hinweise auf eine Antwort finden sich jedoch weder in den über 800 Mädchenbriefen, die Linda über Jahre mit dem Nachbarsmädchen Kelly getauscht hat, noch auf den Fotos in den Alben Baby Harpers. Ja, mit gerade einmal 11 Jahren muss Linda eine Vergewaltigung erdulden, durch einen Typen namens Bobby, ein Cousin Kellys, den Mutter DeAnne angeheuert hatte, um den Rasen rings um das blaue Ranchhaus zu mähen, in dem die Hammericks leben. DeAnne, mutmaßt Linda, hätte es auf diesen Bobby abgesehen gehabt und so ihre Tochter fahrlässig dem »Kinderschänder« ausgeliefert, indem sie ihm sorglos gestatte, sich »im Haus die Hände zu waschen«. Bobby verstand etwas anderes darunter. Linda erzählt aber niemandem davon. Iris konnte es, als sie ihren Orakelsatz sprach, unmöglich gewusst haben. Und selbst Baby Harper erfährt erst Jahre später davon, an Lindas letztem Abend in Boiling Springs, dem Abend des Abschieds, dem Abend der Geständnisse, bevor sie abreist, um in Yale zu studieren.

Linda beschreibt im ersten Teil des Buches die Highschool- und Collegezeit mit den üblichen Quarterback-

Ken-und-Cheerleader-Barbie-Geschichten, einer langwierigen, heftigen Verliebtheit und und und... Alles ist so easy oder eben auch schwierig, wie Teenager-Sein nun einmal ist. Gelegentlich hat man den Eindruck, diese Biographie sei eine Art Abziehbild, schematische Blaupause ungezählter Hollywood-Filmdrehbücher. Nein, in all diesen Erzählungen findet sich kein verwertbarer Hinweis auf jemanden oder etwas, das Großmutter Iris' Satz rechtfertigen könnte: »Du würdest unter dem zerbrechen, was ich über dich weiß, kleines Mädchen.«

Dennoch kann man nicht anders, als Monique Truong aufmerksam zu lauschen. Sie erzählt technisch auf höchstem Niveau. Die Idee, Linda mit einem sechsten Sinn auszustatten, der sie Wörter schmecken lässt, liefert immer wieder ganz wunderbare Erzählfiguren, die ich genossen habe, und es ist ein Verdienst der Übersetzung, dass sich der Zauber dieser Verbindung zwischen Wortbedeutung und Wortgeschmack auch im Deutschen mitteilt, etwa wenn Linda ihren Nachnamen »zerschmeckt«:

Ich zog das »Ham« in die Länge, verweilte beim »me« und weichte das »rick« etwas auf. Ich wiederholte das Wort, und jedes Mal, wenn ich seine drei Silben langsam im Mund miteinander verband, stieg mir der kitzelnde Geschmack süßer Lackritze mit einem Nachhall von Holzrauch in den Mund. Ein Phantomschluck Dr. Pepper. Auf dich, Iris.

»Bitter im Mund« ist literarische haute cuisine. Ich habe dieses Buch nicht einfach nur gelesen, sondern Seite für Seite gegessen, die Geschichte, die Worte geschmeckt. Truong ist eine Wortzauberin, eine Dichterin, die hier geschliffene, atmosphärisch aufgeladene Prosa liefert. Besonders sympathisch empfand ich, wie liebevoll sie sich ihren Figuren nähert, selbst den

problematischen wie etwa der des Vergewaltigers Bobby. Keine ihrer Figuren muss sich fürchten, von ihr erzählt zu werden. Denunziation gibt es nicht.

Und dennoch: Auf Seite 120 etwa habe ich mich zum ersten Mal gefragt, ob – und wenn ja warum – diese Geschichten erzählt werden mussten. Auf Seite 150 war ich sogar einmal versucht, trotz allen poetischen Vergnügens das Buch beiseite zu legen, aber ich blieb bei Linda ... Und dass ich geduldig war, wurde belohnt.

Etwa in der Mitte des Buches berichtet Linda von ihrer Abschlussfeier in Yale, von dem Augenblick, als sie aufgerufen wird, um vor den Mitabsolventen ihres Jahrgangs ihr Diplom entgegenzunehmen. Mit einem einzigen unscheinbaren Satz stellt Monique Truong alles bis dahin Erzählte auf den Kopf, und von diesem Moment an hebt der Roman ab wie ein Jet. Kein Stein bleibt auf dem anderen, keine Figur bleibt, was sie zunächst zu sein schien, und eine Flut von »Enthüllungen« (so der Titel des zweiten Teils des Buches) lassen über dem zuvor erzählten Abziehbild eine andere, eine heftige, schmerz- und verlustreiche Erinnerungslandschaft aufleuchten. Von alledem will ich nichts verraten. Den magischen Satz aber will ich zitieren:

Linh-Dao Nguyen Hammerick dr.pepper, summa cum laude, Literatur roastbeef...

So wird »Linda« aufgerufen. Während das Wort »mum« nach Schokoladenmilch schmeckt und »Linda« nach Minze, schmeckt »Linh-Dao Nguyen« nach ... Ja, wonach? Es hinterlässt im Mund einen bitteren Geschmack.

Monique Truong, 1968 in Saigon geboren, kam mit sechs Jahren in die

I loved you when our love was blessed I love you now there's nothing left but closing time

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:23:15 AM

— it's hell to pay when the fiddler stops —

Liebe Freunde des Postamtes von und zu Kangerlussuaq, einmal mehr habe ich es nicht verstanden, dann aufzuhören, wenn es am Schönsten ist. Ich entschuldige mich dafür, dass Ihr nun schon eine Weile knöcheltief in Essig watet, und bedanke mich zugleich für diese rührende Treue. Der teure Wein ist ausgedorrt, zugeschüttet mit billigem Bier, und Ihr habt nicht gemerkt, dass ich vor einer Weile aufgehört habe mitzubechern ... Denn aufräumen muss ich schliesslich allein. Seit Wochen habe ich hinter den Kulissen mit der Abrissbirne gewütet, und es hat mir noch einmal in aller Deutlichkeit bestätigt: gute dreieinhalb Jahre sind mehr als genug. Irgendwie, dem unvergleichlichen Elend zum Trotz, mag ich den Kater und den Mief nach Schweiss und Alk und Pisse und Saurem und kaltem Rauch. Jeder verdammte Knochen schmerzt, während man die Stühle in die Ecke stapelt und auf Knien hinter dem Fegbesen herrutscht, was sagt uns das?, genau: so fühlt sich das Sterben auf der Zunge an (Kater auf Französisch: gueule de bois), jetzt leben wir aber noch ein bisschen weiter mit diesem Schädelbrummen. Die nächste Party kommt bestimmt! Selbstverständlich bräuchte ich keine

Gründe, um mich zu entnetzen. Ich habe jedoch derer viele und triftige, vorwiegend literarische, aber auch persönliche, theoretische, technologische, monetäre. Ausbreiten werde ich sie hier nicht. Eins der Dinge, gegen die ich netzliterarisch eine starke Abneigung hege, ist gerade der Metaismus. Ich gebe zu, dass ich gern in anderer Schriftsteller Nähkästchen hineinspannere, bin jedoch nicht bereit, meine eignen Fingerhüte dem öffentlichen Büchschenschiessen zur Verfügung zu stellen. Vielleicht ist es dumm, ausgerechnet jetzt auszustiegen, da [Netzliteratur gerade zunehmend seriös rezipiert, literaturtheoretisch fundamentiert und technologisch immer wildmöglicher wird](#). Dann wiederum erscheint mir dieser Zeitpunkt erst recht logisch. Einmal muss man eine Entscheidung treffen. Alls oder nix, ich mache keine halben Sachen. Ich, die ich die Erst- bis Drittfassungen stets mit Tinte auf Papier schreibe, bin retro bis ins Mark. Dass die Götter meine gedruckte Zukunft mittelfristig gesichert haben, dass sogar der eine oder andere honorierte Papier-Auftrag hereintropft, zeigt mir umso mehr, dass die Richtung stimmt. Auf die Winke der Götter muss man achten und ihnen Folge leisten.

Einen Roman im Lektoratsofen ausbacken, einen nächsten im Teigkessel anrühren, die hier entwickelte Kleine Form in andere Kalamitäten überführen, stilles Studium, lange Spaziergänge. Noch

längere Briefe. Zwei Liebhaber oder auch vier. Ausflüge zu Orten, an denen höchstens Einer vor mir war. Hin und wieder ein heimliches Besäufnis. Das ist mehr, als ich mir je gewünscht habe. Ich freue mich auf das kommende Jahr. Der Blogentzug der letzten Wochen verlief komplikationslos, jetzt bin ich nicht einmal mehr wehmütig.

Ich danke zuallererst meinen Lesern, den bekannten und unbekanntem, den bunt Kommentierenden wie den Stillschweigenden und denen, die es vorzogen, mir ihre Kommentare persönlich zu schicken. Ich danke für Eure Gedanken und Ideen, für Eure guten Wünsche, für das aufrichtige Lob (es fällt mir kein Zacken aus der Krone, wenn ich zugebe, dass mir das gutgetan hat) und mindestens ebenso für den fundierten Tadel (der mich nachhaltig weiterbrachte).

Ich danke den Litblogs-Herausgebern Christiane Zintzen, Hartmut Abendschein und vormalig Markus A. Hediger für ihre riesige und grossartige Arbeit.

Und ich danke denjenigen schreibenden Netzkollegen, mit denen ich in intensivem oder sporadischem Austausch stehe oder stand. Ich wage es nicht, sie aufzuzählen, aus lauter Angst, es könnte mir der eine oder andere mir teure Name unters Eis gehen. Das war (und ist hoffentlich weiterhin) literarisch überaus fruchtbar, aber wichtiger noch: menschlich. Menschlich. Menschlich. Schön! Zigilliardenmal DANKESCHÖN!

Ich verbeuge mich vor Euch. Wünsche allen das Blaue vom Himmel herunter und die Sterne (diese alten Schweine, denen wir Schnuppe sind), das Beste für 2010 und überhaupt. Bevor jemand losweint, ich kann das nicht ertragen! tchüss, and thanks for all the beef!, allzeit Eure treue Dienierin: La Tortuga

Leonard Cohen: Closing Time Addendum, die Logistik:

1) Bis die geplante archaisch-simple Netzseite steht, bleibt das Postamt vorerst offen. In aller Stille werde ich noch verkleckerte Tischtücher wegräumen, volle Aschenbecher leeren und soweit nötig Bio und Biblio aufdatieren.

2) Mein (sehr) unregelmässiger Niusledder"Karavelle aus Svalbard" kann nun selbstverständlich auch von Postamt-Freunden abonniert werden. Die Karavelle richtete sich bisher an Verwandte und Freunde und deshalb persönlich gefärbt. Dies möchte ich gern fürderhin so halten und bitte daher jene Leser, die ich nicht in natura oder durch langjährigen Schriftkontakt kenne, Klarnamen und Adresse anzugeben. Postfach: conrads.punkt.harlequin.at@gmail.com

• von [Ursula T. Rossel Escalante Sánchez](#) in [Notizen aus Kangerlussuaq](#)

Der Herr der Dschungel

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:07:22 AM

Gestern Nacht um eine Uhr, es war sogar schon nach eins, also eigentlich heute, vor fünf Stunden, komme ich nach Hause und Olga steht in der Tür. „Wie war's?“ fragt sie ohne Einleitung. Als wäre ich zum ersten Mal in meinem Leben mit einem Mann verabredet gewesen. Ich gebe einen Ton von mir, antworte aber nicht ausführlich und gehe in mein Zimmer. Das ist bei uns klar geregelt. Türe zu bedeutet, dass man alleine sein will. Da halten wir uns auch dran. Ich habe mich ausgezogen, bin ins Bad gegangen, Zähne geputzt, wieder zurück und dann ins Bett. Da geht doch die Türe auf, Olga kommt rein, sagt kein Wort, kommt zu mir ins Bett, schmiegt sich an mich, legt eine Hand an meinen Busen, beißt mir feucht in den Nacken, sagt erzähl! und schläft ein. Da liegt sie auch jetzt noch, ohne sich zu bewegen, es ist viertel vor sieben, meine Tastatur klappert und klickert und Olga schläft.

Gestern Abend war ich mit dem [Herrn der Dschungel](#) verabredet. Ich bin ein paar Minuten zu spät gekommen. Das war strategisch bedingt. Ich wollte, dass er schon sitzt, wenn ich hereinkomme. Er hat aber gestanden als ich kam. Dann hat er sich gesetzt. Das war auch strategisch bedingt. Es war ihm wohl unangenehm, dass ich drei Zentimeter

größer war als er. Vielleicht hat er gedacht, das viele nicht so auf, wenn er sitzt. Dabei war er dann ja noch kleiner. Ich weiß, vielen Männern und Frauen ist die Körpergröße sehr wichtig. Männer müssen sich Frauen gegenüber größer fühlen. Vielleicht hat er sich aber auch hingesetzt, weil er gespürt hat, dass mir das nicht wichtig ist. Weil er die Größe dazu hatte.

Wir mussten ein bisschen warm werden miteinander und waren auch noch beim formalen „Sie“ als wir uns drei Stunden später getrennt haben. Aber das ändert sich irgendwann. Nichtsdestotrotz war das ein wunderschöner Abend! Wir haben über Literatur gesprochen, über Wallace natürlich und Pynchon. Ich konnte eine Menge lernen. Wir haben über Rumänien, die Securitate, Herta Müller und Richard Wagner geredet. Herr Herbst hat mir einen Vortrag über Neue Musik gehalten und ich habe den Versuch unternommen, ein einigermaßen intelligentes Gesicht zu machen. Ich habe dieses Gesicht aufgesetzt. Aber das stand mir gar nicht gut und dann habe ich es auch wieder abgesetzt. Er hat mir von seinem Sohn erzählt, von den Anfängen der Dschungel, von der Buchmesse, vom Profi und von der Löwin. Das war ein Gespräch zwischen zwei Künstlern, zwischen Künstler und Künstlerin. Wir waren einvernehmlich der Meinung, dass wir, was wir da tun, das Schreiben, dass man das nur kann, wenn man

sich zu hundert Prozent engagiert. Wenn man mit seiner Person dafür einsteht. Schreiben kann man nur, wenn man sich dem verschreibt. Soviel zur Legasthenie. Das ist ein gutes Gefühl, zu bemerken, dass ein anderer genauso denkt wie man selbst.

Außerdem weiß ich jetzt etwas, was ich vorher nur habe ahnen können: der Mann macht keine Umwege beim flirten. Der macht das einfach ganz direkt. Es gibt Männer, die um die Ecke flirten und erst einmal eine Lebensversicherung abschließen, bevor sie sich an die Arbeit machen. So ein Mann ist er der Herr Herbst nicht. Der hat die Arbeit dann schon hinter sich und der flirter, weil ihm das Spaß macht (übrigens, Herr Herbst, ich bin stinksauer, sollte ich bei Ihnen unter „Arbeitsjournal“ eingegliedert werden!).

Beim Bezahlen, als ich bezahlen wollte, was mein Gegenüber allerdings nicht mit seiner Mannhaftigkeit verbinden konnte, habe ich ihm meinen Personalausweis unter die Nase gehalten. Ich lebe seit jeher mit meinem Namen. Inzwischen mag ich es, wenn Menschen nicht glauben wollten, dass ich tatsächlich so heiße. Aber ab einem bestimmten Punkt möchte ich, dass sie meine Existenz zur Kenntnis nehmen. Das ist ein enorm wichtiger Punkt, dass nach dem Zweifel die Sicherheit kommt. Weil ich mich durch den anderen selbst begreife. Weil ich mich über den anderen meiner Selbst

versichere. Ich kann mir sagen, dass ich existiere, aber richtig begreifen kann ich es nur, wenn andere es können.

Olga liegt da immer noch. Vielleicht ist sie längst tot. Wie findet man das heraus? Irgendein Mann der sie beatmen will, wird sicher bald hier auftauchen. Habe ich schon erwähnt, dass Olga Model ist und schlicht und ergreifend der schönste Mensch, den ich jemals gesehen habe? Und die hat Männer, das ist zum Abschnallen! Bei uns in der Küche sitzen manchmal Typen rum, das ist unfassbar. Olga arbeitet oft für H&M und die Typen, die andere nur auf Plakaten an der Bushaltestelle sehen, die treffe ich bei uns in der Küche. Vielleicht sollte ich Olga wachküssen. An ihr ist einfach alles schön, die ist beim Schlafen schön. Ich sehe von hier ihren Hintern. Die hat nichts an. Vielleicht sollte ich einfach wieder ins Bett gehen und Olga anfassen. Aber ich finde sie nur schön, nicht erotisch.

Wenn auch nicht jede Zeile gleich erhellt:

geschehn aus unablässigem Bestreben.

Aléa hat's hierher gestellt, und zwar soeben.

• von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik zu Die Banater Emmanuelle](#).

Inhalt 01/2010

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:33:55 AM

Die Lesezeichen-Ausgabe 01/2010 erschien am 15. April 2010.

In dieser Ausgabe:

Genderstories – ein Perspektivdoppel, Monique Truongs Generationenroman, Systemfragen der Kultur, das Ende von Pornobangbang und Trinkerei, Feliner Behaviorismus, netzliterarische Rezeptionsästhetik 2.x, eine Dame mit Hut, die Karavelle aus Svalbard, keine Panik auf der Alcanzar, die Mechanik der Kaffeekanne, beim Säubern des Filters, Schnee und das plötzliche Glück, Hölderlins Sonette in Sky-pe, Regenschirme für Nachmittage, Max Frischs restgeisterfüllte Baulücke, Ententeich-Ecrituren uvm.

INHALT:

• [Der Herr der Dschungel](#) von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#) zu [Die Banater Emmanuelle](#).

• [Die Banater Emmanuelle](#) von [Alban Nikolai Herbst](#) in [Die Dschungel](#). [Anderswelt](#). zu [Der Herr der Dschungel](#)

• [Bitter im Mund](#) von [Benjamin Stein](#) in [Turmseglers](#)

• [Deutschlands Freiheit](#) von [Matthias Kehle](#) in [Matthias Kehles Lyrik-Blog](#)

• [marie](#) von [Andreas Louis Seyerlein](#) in [particles](#)

• [nofretete persönlich \(definitiv für martin\)](#) von [Sudabeh Mohafez](#) in [zehn zeilen](#)

• [Ausblick Sprachwandel \(notula nova 67\)](#) von [Hartmut Abendschein](#) in [taberna kritika](#)

• [F4/O6/E24](#) von [Marianne Büttiker](#) in [con tempo](#)

• [I loved you when our love was blessed I love you now there's nothing left but closing time](#) von [Ursula T. Rossel Escalante Sánchez](#) in [Notizen aus Kangerlussuaq](#)

• [auftauchen](#) von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)

• [Bodum](#) von [Sylvia Geist](#) in [der goldene fisch](#)

• [Seraphima, die Schwerhörige](#) von [Marjana Gaponenko](#) in [der goldene fisch](#)

• [Do, 4.3.10 \(Do, 4.3.10, 23:50\): singend gesunken](#) von [Jörg Meyer](#) in [pödyr](#)

• [als der knoblauch anfang zu brutzeln ... u.a.](#) von [Helmut Schulze](#) in [parallalie: 1, 2, 3](#)

• [Melander](#) von [Stan Lafleur](#) in [rheinsein](#)

• [MICRO | -NOTE | -QUOTE : Wie sieht es aus , das "digitale Scheiben", Herr Chervel ?](#) von [Christiane Zintzen](#) in [inladaelqulat](#)

Melander

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:30:01 AM

Beim Spaziergang durch Schaans hanglagiges Villenviertel: Max Frischs Haus existiert nurmehr als restgeisterfüllte Baulücke und im Gartenteich des saarländischen Öko-Putzmittelkönigs Hans Raab tummeln sich fette dunkle flossige Gestalten, die auf eine ungeheure Geschichte weisen, die jüngst zum Erliegen gekommene Fisch-Frankensteiniade in Oberriet im St. Galler Rheintal: dort nämlich wurde unter Raabs Regie der Melander erfunden, der „perfekte Fisch“, der „Fisch der Zukunft“, unzweifelhaft ein Fisch großer Attribute und Hightechtier, Resultat aus der Kreuzung (hierzu variieren die Meldungen: zweier/dreier afrikanischer/indischer, jedenfalls:) diverser Welsarten, ein nährstoffideales Geschöpf, das weder Bächlein, Fluß, Teich, See noch Ozean je kannte, stattdessen in industriellen, biologisch gereinigten Thermalwasserbecken heranwuchs, mastbeschleuniger-, medikamente- und chemiezusatzfrei mit Soja und Mais gefüttert bis zur Schlachtreife, um darauf, seiner einzigen Bestimmung gemäß, in „Melander Filet“, „Melander geräuchert“, „Melander Wienerli“, „Melander Weisse“, „Melander Brätling weiss“ und „Melander Schnitt-Paté, mild und pikant“ verarbeitet zu werden. Die Produktion sollte 2009 auf fünf Tonnen täglich hochgefahren werden, somit pro Woche die bisherige Fisch-Jahresproduktion der Ostschweiz übertreffen und insgesamt die schweizerische, hauptsächlich aus Forellen bestehende, exotisierendst verdoppeln. Würde, kannte, wuchs und sollte: die Melander-Fischfabrik ist seit diesem Februar amtlich geschlossen, die Produktion eingestellt, „zwei Veterinäre des Kantons bestätigten (...) nach einer über einstündigen Kontrolle (...), dass sich in der Fischfarm keinerlei lebendige oder geschlachtete Fische mehr befinden“. Zur Schließung kam es nach einigem Rechtsstreit über das Tötungsverfahren, welcher ein multiples Presseecho mit typisch schweizerisch-deutschem Nachhallali und einen Herzinfarkt beim Melander-Schöpfer auslöste. Wo aber ist seither der Melander (ein kürzestes Kapitel der Evolution?) abgeblieben? Konnten ein paar Exemplare Richtung Rhein entfliehen, ganz ähnlich Dr. Frankensteins galvanischem Sohn? Antennen sie dort herum, axolotln gar und/oder schaffen sich in neue Sagen ein? (Die Zeit wird's weisen, die Zeit allein.)

Stichworte: [Afrika](#) • [Deutschland](#) • [Dr. Henry Frankenstein](#) • [Hans Raab](#) • [Indien](#) • [Max Frisch](#) • [Melander](#) • [Oberriet](#) • [Ostschweiz](#) • [Rhein](#) • [Saarland](#) • [Schaan](#) • [Schweiz](#) • [St. Gallen](#) • von [Stan Lafleur](#) in [rheinsein](#)

Deutschlands Freiheit

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:19:58 AM

Heute Morgen las ich im "Handelsblatt", dass allein die Commerzbank neun Milliarden Euro Steuergelder erhalten habe. Gestern stand in meiner Tageszeitung zu lesen, Städtetagspräsident Gönner sorge sich, weil die Kommunen immer mehr an Straßenbau, Schwimmbädern, Theatern und Bibliotheken sparen müßten: "Das zerfetzt irgendwann auch mal die demokratische Stabilität." Und heute lese ich treffend Zitate des ehemaligen Kulturstaatsminister Naumann und seines Nachfolgers Neumann:

"Das bedeute auch, «wenn Politik ausgerechnet an diesem sowieso schon schwachen Feld kürzt, kürzt sie an ihrem eigenen inneren Sinn. Das müssen auch die jetzt in Not geratenen Kommunalpolitiker verstehen. Und jeder Kommunalpolitiker, der sich entscheidet, Bilder eines Museums zu verkaufen, weil sie ihn nicht

interessieren, macht weitreichende Kulturpolitik, und zwar schlechte.» Und wenn wie in Wuppertal überlegt wird, ein Theater womöglich zu schließen, einen Ort, wo Pina Bausch Tanztheater-Weltgeschichte geschrieben hat, wenn man also ernsthaft daran denkt, diesem wahrhaft historischen Ort den Finanzhahn zuzudrehen, dann ist das einfach eine Schande, und ein völlig falsches Signal sowieso.»

Die Kulturausgaben seien keine Subventionen, meinte Naumann und argumentiert damit wie sein jetziger Nachfolger als Kulturstaatsminister, Bernd Neumann (CDU). «Kein Mensch sagt, die Bundeswehr wird subventioniert, aber die Kultur wird angeblich subventioniert. Das ist lächerlich. Das Volk der Dichter und Denker ist in Wirklichkeit noch immer befangen in einer Vorstellung von Politik als etwas Kulturfernem. Und Politiker sehen sich in diesem Land als Mäzene, die sich herabneigen und der Kultur etwas spenden aus dem Steuersäckel – niemals würden wir das vom Verteidigungsminister sagen.

Deutschlands Freiheit wird in Wahrheit nicht am Hindukusch verteidigt, sondern in den Theatern, Konzertsälen, Opernhäusern, Museen und Buchläden und natürlich in den Schulen – dort wird unsere Freiheit in Wirklichkeit konstituiert und verteidigt.» (Mehr unter anderem in der [Ahlener Zeitung](#)).

Die Commerzbank ist systemrelevant, Kultur jedoch ebensowenig wie Schwimmbäder und "glückliche Menschen" oder wenigstens Menschen, die ihr Leben gestalten können bzw. ihre Kinder anständig ernähren können. Nach Guido Westerwelles Ausfällen und den Anmerkungen Gönners und Naumanns sollten wir Schriftsteller, wir Intellektuellen doch ruhig einmal die "Systemfrage" stellen. Inwieweit leben wir in einer Demokratie oder herrschen tatsächlich dekadente, spätromische, also herzlich wenig demokratische Zustände?

• von [Matthias Kehle](#) in [Matthias Kehles Lyrik-Blog](#)

nofretete persönlich (definitiv für martin)

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:21:27 AM

heute kam [mauze](#) an die küchentür. sie schnurrte kurz, kratzte, als wir nicht sofort öffneten, leise am holz, stolzierte schließlich durch die nun aufgezoogene tür herein wie nofretete persönlich, ignorierte uns

vollkommen abgrundtief komplett, schritt langsam durch unsre unterm tisch ausgestreckten beine hindurch zum wassernapf, rümpfte kurz die nase, weil er so gut wie leer war, trank ausgiebig, nachdem wir ihn, geplagt von schlechtem gewissen, gefüllt hatten, strich dann um den ofen, schnurrte erneut, jagte siebzehn sekunden lang ein unsichtbares etwas

unter der spüle und sprang endlich mit einem einzigen eleganten satz auf deinen schoß. und als rene hereinkam, um sich einen mitternachtsimbiß zu bereiten, sagte er leise: na ihr drei?

• von [Sudabeh Mohafez](#) in [zehn zeilen](#)

marie

(litblogs.net » Ausgabe
01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:20:40 AM

12. Januar 2010

[alpha](#): 0.02 – Zwei Stunden mit Anna Thomson verbracht, mit [Sue](#) in New York, mit einer Frau, die an Einsamkeit und Alkohol zu Grunde geht. Wollt gern hinter die elektrische Haut meiner Filmmaschine springen, um der Geschichte eine glückliche Wendung zu geben. Einmal hielt ich die Geschichte einfach an, in dem ich ihr weiteren Strom verweigerte. Aber das machte natürlich keinen Sinn, weil Geschichten, wie diese Geschichte, sich solange fortsetzen im Kopf, bis sie zu Ende gekommen sind. Und an Marie habe ich gedacht, an Marie, jawohl. Wie sie verrückt geworden ist. Als ich Marie zuletzt gesehen habe, lag sie im Flur ihrer Wohnung auf dem Boden herum und sah Geckos an den Wänden sitzen und ihre Zähne klapperten und ich musste aus der Bar im Erdgeschoss eine Flasche Cognac holen und sie damit füttern, damit sie wieder so ruhig werden wollte, dass ich sie zu

ihrem Bett führen konnte. Aber dort kamen ihr die Geckos sofort wieder und spazierten über die Decke und sie musste sie mit einem weiteren Glas aus dem Zimmer fegen und ihr Körper gab restlos nach und sie schämte sich, obwohl ich ihr flüsterte, dass das nicht so schlimm sei, dass ich ihr helfen würde, sich zu waschen, dass sie jetzt endlich aufhören müsse, diese verdammten Filme zu drehen, und dass sie den Schweizer zum Teufel jagen solle, der nicht ein Freund sei, sondern ein mieser, kleiner Kunde, der nur dann in ihrem Wohnzimmer über sie herfallen wolle, wenn sie so betrunken geworden sei, dass er sich vor ihr nicht mehr fürchten müsse. Aber Marie hörte mich nicht, sondern weinte und verlor schnell das Bewusstsein und ich holte den Notarzt und wir fuhren in ein Hospital, wo man sie schon kannte. Und wie ich das jetzt so schreibe, erinnere ich mich, dass Marie einmal über das Telefon eine uralte Geschichte erzählte. Sie habe zu sich gesagt, so die Geschichte, dass sie jetzt aufhören werde. Schluss mit

dem ganzen Wahnsinn, Schluss mit Pornobangbang, Schluss mit der Trinkerei. Sie habe alte Schulfreundinnen eingeladen zu sich in die Wohnung. Sie habe zunächst einen Apfelstrudel gebacken und alles habe sehr schön nach Vanille geduftet. Sie habe noch die ganze Wohnung auf den Kopf gestellt und nur ein ganz klein wenig getrunken und kaum sei sie fertig gewesen mit der Putzerei, seien die Freundinnen angekommen, so seien sie hereinspaziert, als würden sie einen zoologischen Garten besuchen. Sie haben, sagte Marie, Marie gefragt, ob Marie ihre Wohnung shampooiniert habe. Die haben sich nicht mal gesetzt! Und so ist Marie also verrückt geworden. – Ich geh jetzt gleich noch ein paar Schritte wandern im Schnee.

:

- von [Andreas Louis Seyerlein](#) in [particles](#)

F4/O6/E24

(litblogs.net » Ausgabe
01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:22:40 AM

Oktave. 198// Vielleicht nicht das Gesammelte, nicht das Dichte, das die Form bestimmt und ein Wort bildet. Die Bebilderung des Geistes. Auflösung. Die Formel eines Gedichtes ohne Fassung, ohne Titel. Das Aquarium eines Fisches. Verschwiegen, er und es. Das Lot am Horizont befestigt. Den Himmel zu sich ziehend. Auch er Wasser. Und während der Schnee fällt, steigt der Wal auf.

Die Bergung. Die Dame mit Hut las. Das Einhorn hatte ich nicht gesehen. Es sei hinter ihr gestanden. Ab und zu mit dem einen Vorderhuf im Moos geschart, das sich mit den Jahren über den Fussboden ausgebreitet hatte, durch die Ritzen der roten Fliesen, als wäre ein Teppich vor die Füße der Frau und unter den Stuhl ausgerollt worden. Die Zeit war nicht still gestanden. Der Wind wehte vom Meer her und bewegte die Wellen flussaufwärts. Es könne nicht sein, dass sie den ganzen Tag so dagessenen und gelesen hätte, denn es lag Schnee und die Sonne hatte nicht die Kraft, die Steine, auf denen die Frau sass, einmal auf diesem, einmal auf dem andern, aufgewärmt hätte. Das Schmelzwasser aus der Dachrinne. Das Gurgeln des Baches, die Orchestrierung in der Szene, ein Singsang, gaben dem Gemälde etwas Gedankenloses, etwas Unwirkliches. Doch es könnte auch die Zusammensetzung der Figuren gewesen sein, die ohne eine ersichtliche Bestimmung, ohne eine Verbundenheit, die Komposition bestimmten; den Blick von der



Veranda in den Park, vor den Stufen die Statue der Dame mit Hut. Lieber Freund, schrieb sie, hätte sie geschrieben, oder würde sie schreiben; Jetzt, der erste Tag mit Sonne und einer Ahnung Frühling, seit ich hier angekommen bin. Wäre der heutige Tag nicht, ich hätte angenommen, dass hier nur Nebel existieren, die den Park und die Welt hinter ihm, einhüllen, als würden sie ein Geheimnis hüten, als müssten sie es im Verborgenen halten. Nebelland. Ohne Konturen, ohne Schatten, ohne Geräusche. Das Wissen um das nahe Meer brachte keine Welle an Land und das Bewusstsein darüber, dass es so ist. Man wäre aufgestanden und in ein Nichts gelaufen. Nichts, das einem Gewissheit gab, etwas zu erkennen, ein Zeichen, das Hiersein bezeugte, keinen Namen, kein Wort,

kein Beschreiben. Der Leere Inhalt. Ich hatte den Eindruck, als hätten die Tage zuvor nie existiert, als hätte es nie einen Schmerz gegeben, als gäbe es nur diesen Tag mit Sonne, der die Erinnerung an Nebel aufgelöst hatte und die Welt im Jetzt entbirgt. Es ist, als hätte die Zeit nur auf diesen einen Augenblick hin gewartet, in dem ich in der Sonne sitze und an Sie schreibe. Der Wind bewegt sanft die Blätter des Bambusbushes und das Wasser aus der Dachrinne teilt in seinem Fallen die Stille in diese und jene Wirklichkeit, ohne Schattierung im Bild der Dame mit Hut.

- von [Marianne Büttiker](#) in [con.tempo](#)

Bodum

(litblogs.net » Ausgabe
01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:27:29 AM

Rätsel, ist das nicht eine Begebenheit, wären es drei oder fünf, die man behielt, weil sie einander folgten.

Auch der Satz, das um uns sei magisch, ist es nicht weniger als die Geschichte, die ihn beweisen soll, oder der Küchentisch, an dem ich meinen Zug verpasse, um davon zu hören, und es dauert kaum länger als ein Entenplätschern, ein Quaken, sich irgendetwas vorzustellen. Standhafter bleiben die übrigen Aufgaben, die Mechanik der Kaffeekanne, beim Säubern des Filters die Ratlosigkeit vor Teilen, bis einem das Ganze wieder bekannt vorkommt. Zur Geschichte: weder die Nummer, von Kindern oder Böen gekitzelt auf die Staubhaut

des Wagens, in dem jemand dem Unfall entkam, noch dass ich beten lernte, bevor es mich rettete vor einem grauen VW Passat, ordnet, was uns überm Kopf hinweg passiert, an zur Formation, etwa der eines Pfeils Enten in eine bestimmte Himmelsrichtung. Eine übrigens holte mich mal aus ganz kurzem Flug, knallte auf das Wasserloch bei der alten Zünderfabrik, wo ich damals wohnte, nachts, so dass ich nicht mehr weiß, ob ich denn meine Arme hatte ausbreiten müssen. Die Dinge träumen, lesbar wie das flüchtige Zusammentreffen der Schwerkraft mit den Teilchen am Grund dieser Kanne. Rätsel, am liebsten ist es mir unerschütterlich als Kaffeenebensatz, wenn es heißt: „Dreh den Boden um.“

- von [Sylvia Geist](#) in [der goldene fisch](#)

BITTER

continued from page 3

USA. Sie studierte an der Yale University und der Columbia University School of Law und arbeitete in einer namhaften New Yorker Anwaltskanzlei, wo sie sich auf Urheberrecht spezialisierte. Sie erhielt zahlreiche Preise und Stipendien und wurde für ihren ersten Roman »Das Buch vom Salz«, der in viele Sprachen übersetzt wurde, u. a. mit dem Fiction Award des Bard College und dem Young Lions Award ausgezeichnet. Monique Truong lebt in New York. Ihr neuer Roman »Bitter im Mund« (328 Seiten, 19,95 €) ist soeben in deutscher Übersetzung bei C.H.Beck erschienen. Die englische Originalausgabe ist erst für August 2010 angekündigt.

- von [Benjamin Stein](#) in [Turmsegler](#)

Do, 4.3.10 (Do, 4.3.10, 23:50): singend gesunken

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:28:59 AM

Das Thema von gestern variiert, ausgebaut im Krebsgang zum Sonett. Dazu Film aus altem Super-8-Material, das ich 1988 aufnahm. Und nochmal "Wie Wolken um die Zeiten legt", das Versfragment aus Hölderlins trunken entworteter Zeit im Tübinger Turm. Natürlich auch eine Reminiszenz an Klavki. Vertont mit einem Ausschnitt aus Gerald Eckerts "Wie Wolken um die Zeiten legt".

Die Stimmung der Saiten der Lyra heute: Lilly. Wie immer ein Vermissen. Und ein Himmelchen in Sky-pe.

— snip! —

singend gesunken

"wie wolken um die zeiten legt" (friedrich hölderlin)

wie wasser sich ums wort gelegt, in eis

umgeschlossen über lang vergang'ne zeiten

als sehnderes kyrie eleis, bevor es singend sank ins sich verschweigen.

die teiche schließen sich noch fest um nachen.

des hades fährmann braucht 'nen packeisbrecher.

ich rufe ihn mit meines ruders sprachen,

und freud weist ihm den weg in den versprecher.

wir streiche(l)n ihm die wortverspielten zeilen

aus seinem fahrplan des zu früh versinkens

und handeln aus verspätung, ein verweilen.

die wolken legten zeit um uns're gläser,

in denen wir des totenschiffers winken

missachteten als trunk'ne wortverweser.

• von [Jörg Meyer](#) in [pödyv](#)

als der knoblauch anfang zu brutzeln u.a.

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:29:28 AM

1 als der knoblauch anfang zu brutzeln ...

als der knoblauch anfang zu brutzeln vermischte sich das geräusch

mit dem prasseln eines regenschauers

als ich anfang zu schreiben griff ich nach dem ersten satz zum telefon

als ich heute im lauf des tages aus dem fenster schaute, gingen die

die ich sah, mit aufgespanntem regenschirm

später dann am nachmittag benutzten sie ihn als spazierstock

aber dass es regnete, hörte ich erst als der knoblauch anfang zu brutzeln

2 die tropfen ...

die tropfen die dir

im kopf zusammen sein sind

wie sintemale

rinnesaale
nibel nebel
nichel nemec
nie nahm
namens statt
es an
3 sie wieder ...
sie wieder
das angen
den wortzins
die lila
die blüte
die apri-
die kose
dann der frost
der kose
die sesam
anzuschau'n
âpriti-
unszinswort'
(den unslieb
geschasten)

• von [Helmut Schulze](#) in [parallalie](#):
1, 2, 3

Ausblick Sprachwandel (notula nova 67)

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:21:59 AM

(Im Grunde, manchmal die Erfahrung / das Gefühl, die meisten Menschen können oder wollen mit ihrer Subjektivität gar nichts anfangen. Oder müssen sie noch entdecken ...)

Und: Der Nichtstil ist der Stil. Und die Nichtkohärenz Kohärenz. Und die stetige Neuerfindung dessen. Als Kontinuitätsmonster. (Kontinuitätsmonster).

Kairos = time quality (Nicht: quality time)

Retrieval is the new user generated Hyperlink (netzliterarische Rezeptionsästhetik, 2.x)

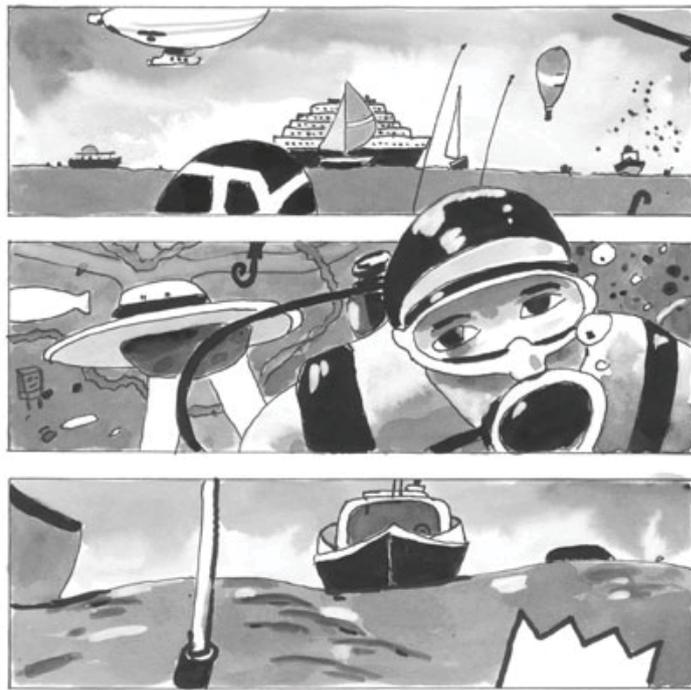
Und noch etwas Grundsätzliches (ad Verlangsamung, nono 58): Man kann der Kritik an Bibliotheksentwicklungen vorwerfen,

dass sie nur wenig ausformulierten Theorien von zukünftig problematischer Gesellschaftlichkeit das Wort redet. Selbst aber muss jetzigen Steuerelementen vorgehalten

werden, dass sie im Windschatten von Dogmen sog. Systembedingter Acceleration (SbA) fährt. Auch solch ein Hang zu struktureller Entwicklung hat Konsequenzen (jenseits pausenlos wiederholter ökonomischer Sachzwängigkeit, die am eigenen Ast sägt). Man plant die eigene Auflösung. Und wir sprechen hier nicht nur von Text.

So eingetroffen auf der Buchmesse Olten, möchte man fast kalauern: Zwischen all den Knallerpreisen (you name it). (Der Kaffee wirkt noch nicht, aber warte nur ...). Und: darauf muss man erst mal kommen: ol10 = Olten. (Die wechselseitige Pfropfung von Zeichensystemen. Jetzt auch im Selbstverständnis des Mainstreams. Darüber muss man einmal nachdenken: Geht so der Weg der Sprache, in näherer, in mittlerer Zukunft?)

• von [Hartmut Abendschein](#) in [taberna kritika](#)



auftauchen

(litblogs.net » Ausgabe 01/2010)

Submitted at 4/15/2010 3:26:57 AM

wir sind nicht die einzigen die, auf dem weg zur "alcanzar". wir müssen ja bald befürchten, an der "alcanzar" gar nicht anlegen zu können. irgendwo glaubten wir [euka](#) und

[mono](#) zu entdecken. die [medien](#) sind auch im anschwamm, ob [soffie](#) auch unterwegs ist wissen wir nicht. jetzt nur keine [panik](#), wir müssen uns [sammeln](#).

• von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)

Argumente aus Ägypten

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:06:40 AM

Am vergangenen Samstag gab es in Olgas und meiner WG ein Frauenfrühstück. Gegen elf Uhr ging's los. Wir haben kichernd und gackernd bis nachmittags um vier zusammen gegessen. Ich wusste nicht, dass zu so einem Frühstück Sekt dazu gehört. Ich hätte bei Olga angenommen, dass sie eine Flasche Vodka mitbringt. Aber auch die Flasche Sekt, aus der dann auf eine mir nicht erklärbare Weise zwei geworden sind, hat zu unserer guten Laune beigetragen.

Zuerst ging's natürlich um Männer. Ich glaube, das war das eigentliche Ziel des Frauenfrühstücks, das auf Olgas Vorschlag zurückging. Wenn schon keine Männer anwesend sind, muss man/frau zumindest über sie reden. Aber das Thema hat nicht so richtig eingeschlagen, ich habe derzeit nichts beizutragen, Dalia hat einen Freund und war an Männern im Allgemeinen nicht interessiert und Martina und Leyla sind ein Paar. Dann haben wir das Thema gewechselt und sind auf die deutsche Kultur zu sprechen gekommen, dann ging's um unsere eigenen Kulturen im Verhältnis zur fremden (deutschen), um kulturelle Identität, und vor allem um das Thema, dass die Sprache dem Menschen noch lange nicht ermöglicht, in dem jeweiligen Land zu navigieren. Es sind sehr viele Verhaltensweisen und Verständnisweisen, die nicht sprachlich vermittelt sind, und die Olga kongenial zusammengefasst hat – wie gesagt, das war kein wissenschaftliches Symposium, das war ein Frauenfrühstück mit zwei Flaschen Sekt – als sie sagte: „Ich? Nix verstehn!“

Olga spricht seit drei Jahren Deutsch und sie hat's nach eigenen Angaben

ausgetauscht gegen ihr Spanisch. Angeblich an einem einzigen Tag: sie hat die eine Sprache vergessen und die andere erlernt. Leyla spricht seit zehn Jahren Deutsch, lebt aber nur das halbe Jahr in Berlin und das andere halbe in Teheran und muss sich zweimal im Jahr umstellen. Martina stammt aus Italien und ist hier und in Rom aufgewachsen, hat einen leichten Akzent, spricht aber annähernd das Niveau einer Muttersprachlerin. Dalias Eltern kommen aus Ägypten und auch wenn zu Hause arabisch gesprochen wird, spricht sie das absolut akzentfreie Deutsch einer Akademikerin. Sie ist Muttersprachlerin, sie ist hier geboren und sie hat einen deutschen Pass. Aber sie sieht nicht aus wie eine Deutsche. Sie hat bronzefarbene Haut und Korkenzieherlocken, die in alle Richtungen abstehen. Wenn ich sie sehe, und wir sehen uns derzeit nahezu jeden Tag in der Bibliothek, dann spüre ich ein kaum zu unterdrückendes Verlangen, ihr an den Haaren zu ziehen. Ich muss das ganz stark unterdrücken, links und rechts diese Locken anzufassen und vom Kopf weg auseinanderzuziehen. Ich will ihr damit zeigen, dass ich sie gern habe. Aber vielleicht versteht sie das falsch. Weiß der Himmel, was diese Ägypterinnen denken, wenn man ihnen an den Haaren zieht!

Olga findet, sie selbst sähe wie eine Russin aus. Aber sie findet nicht, dass Leyla wie einer Iranerin aussieht. Dalia findet das schon. Leyla hingegen hätte Dalia niemals als Araberin eingeschätzt. Martina sieht aus wie eine Italienerin und sie fühlt sich auch wie eine, sagt aber auch, dass das eine Art Trotzreaktion ist. Ich weiß nicht wie ich mich fühle, gemischt wahrscheinlich, spreche ebenfalls akzentfrei Deutsch und sehe nach allgemeiner Auffassung aus wie eine Irin, wegen

der hennafarbenen Haare. Auf meine Frage, wonach ich mit meinen ungefärbt braunen Haaren aussehe, sagt Olga: nach nichts.

Etwas eine Sekunde später und einen Zentimeter neben ihrem Kopf schlug die erste Bombe an die Wand, leider bloß eine Weintraube. Aber Olga hat geguckt, als würde sie vom Zug überfahren. Über den weiteren Verlauf dieser kleinen frugalen Auseinandersetzung breiten wir hier gnädiges Schweigen. Die Obstvorräte waren danach jedenfalls deutlich dezimiert und wir fünf aufs Äußerste erheitert und befleckt. Geht also alles auch ohne Männer.

Dann ist Olga in ihrem Zimmer verschwunden, Leyla und Martina mussten weg. Also blieben nur noch Dalia und ich: zum Spülen und Aufräumen. Dalia schreibt gerade ihre Bachelorarbeit in Politikwissenschaft. Sie hat eine Umfrage gemacht und ist sogar nach Ägypten dafür gefahren. Sie hat sich die Ergebnisse ihrer Arbeit von sehr weit hergeholt. Während wir spülen und über die Uni reden und darüber, was Dalia im Anschluss studieren könnte, kommen uns allerlei wilde Ideen und es dauert nicht lange und wir entdecken eine neue Wissenschaft.

Die Welt ist inzwischen einigermaßen globalisiert, Multi-Kulti an allen Ecken, mit unserem internationalen Frauenfrühstück haben wir da ein deutliches Zeichen gesetzt. Nur die Wissenschaft ist noch nicht soweit: Amerikanistik, Germanistik, Islamistik, etc etc. Unser neues Fach – wir beide werden natürlich Professorinnen und unterrichten das auch, wir werden Dekanin und Fachbereichsleiterin – schafft da Abhilfe. Wir haben noch keinen Namen und wir brauchen natürlich auch noch ein schönes Institutsgebäude. Das Curriculum und die Inhalte sind noch nicht zur Gänze

ausgearbeitet. Die derzeit einzige Bedingung ist, dass, was immer unterrichtet wird, welche Inhalte vermittelt werden, ob es feministische Ansätze gibt, etc etc, es gibt derzeit nur eine einzige Bedingung in diesem globalisierten Fach: es muss alles möglichst weit hergeholt sein!

Früher sind die Gewürze aus Indien gekommen, die Düfte und Wohlgerüche aus Arabien und der Kaviar aus Beluga, die Orangen aus Spanien und die Ananas aus Caracas. Heute kommen die Strukturen aus Russland, die Intellektuellen aus Frankreich, die Professorinnen aus Rumänien und, darauf legt Dalia großen Wert, die Argumente aus Ägypten.

Wir glauben nicht mehr an eine rein deutsche Kultur. Oder an eine rein französische. Wir glauben nicht an die Nationalhymne und wir glauben vor allem nicht an Fußballnationalmannschaften. Wir sind Kinder einer globalisierten Welt und wir wollen eine entsprechende Wissenschaft. Eine Wissenschaft, die diese Welt in der wir leben, adäquat begreift und beschreibt. Und ihre einzige Bedingung lautet: es muss alles möglichst weit hergeholt sein!

Wir lagen auf dem Boden vor Lachen und ich habe Dalia bei dieser Gelegenheit endlich an den Haaren gezogen. Das hat einen Heidenspaß gemacht! Darum beneide ich ihren Freund, das würde ich jeden Morgen im Bett bei ihr machen.

Wenn auch nicht jede Zeile gleich erhellet:

geschnehn aus unablässigem Bestreben.

Aléa hat's hierher gestellt, und zwar soeben.

• von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#)

jäh gehrte u.a.

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:01:34 AM

1 jäh gehrte ...
jäh gehrte
auf
das glas
dich zu
spießen
und tanzte
im graublau
der hände
sich einen
himmel da-
zu
2 herum ums ...

herum ums
kap des
vorwillens
farewell
sich sagende
hälften
abhalftern
dann irgend-
wo im künft-
werk an
brunftes ranft
vor toren
und im traume
dem einen
aug' die
folge abgepellt
3 dir schreib' ich ...

dir schreib' ich
wenn er spät
ein noch im
doch erspät
lachend und
schimpfend ein:
'Lost! lost! lost!'
and ev'ry
drown that means
come down heißt
mir hiero
nymus ...

• von [Helmut Schulze](#) in [parallalie: 1, 2, 3](#)

Meerblau

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:10:22 AM

Ich will das Meer,
den Wellenschlag in
deinen Augen.
Ich will ganz
Ozeanien auf meinen Schultern,
salzige Flügel, ein Leben in
Meerblau.
Ich will, wenn der Wind sich dreht,
am rechten Ufer warten,
warten auf deine Möwenarme,
die den Walschrei tragen,
in einer Silberschale
aus Gischt.

• von [Björn Kiehne](#) in [der goldene fisch](#)

Die Sainte Chapelle privat ODER Raffaella aus den Fenstern. Das Reisejournal des 23. Junis 2010: Mittwoch. Mit einer kleinen Erinnerung an die Löwinnenhelix. Les secrets de Paris (7). Darin der dritte Teil der Tour d'Argent.

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:05:50 AM

7.14 Uhr:

[Paris, La Nonchalante.]

Es ist mir gelungen, was ich mir gestern abend nach meinem Wutanfall vorgenommen habe, und es ist mir gut gelungen. Ich habe dazu die Métro genommen, denn ich wollte die Beaux Quartiers verlassen, in denen mein Laptop freilich weniger unsicher stehenblieb als in irgend einer Bude jener Arrondissements, die ich früher immer bevorzugt habe, ob nun über die La Fayette nach Clichy, ob von dort westlich; nahm mir vor, mit der Métro bis Stalingrad zu fahren, wohin es mich sowieso zog, und den ganzen Weg von dort zurückzuspazieren, was kein, dachte ich, sonderliches Problem sei, wenn ich mich an die großen Straßen hielt, den Faubourg-Saint Martin einfach immer nur hinab, vielleicht in die Seitenstraßen geschaut, aber den inneren Kompaß fest im Blick, irgendwann stößt man auf die Rue Saint Martin und ist dann schon fast an der Turbigo; was die berühmten Vergnügungsstätten anbelangt, etwa das Moulin Rouge, so habe ich dafür eh kein Geld, bin mir aber sicher, daß der Gräfin bereitstehen würde, wollte ich so etwas tatsächlich sehen. Wie bei der Sainte Chapelle. Wovon ich auch noch erzählen muß... – Sie haben recht, ich hole das vor:

Nach>>>> [Frau B's so dringender Empfehlung](#), mir diese Kirche anzusehen, waren die Löwin und ich vor zwei Tagen, es war der Morgen nach M. Pruniers schönem Besuch, von Caulaincourt-Lamarck zur Île de la Cité gefahren. Es war nicht viel Zeit, weil mich Jenny bereits um 12 Uhr abholen wollte, auch weil die Löwin schon wieder zurückreisen mußte und ihre Doppelhelix lockte. Jedenfalls war die Heilige Kapelle, die eine große Kirche ist, wirklich nicht schwer zu finden. Nur. Eine solche Schlange von Menschen stand davor, wir hätten Stunden gebraucht, um hineinzukommen. Ich stehe nicht in Schlangen an, nie. Deshalb habe ich bis heute den Louvre nicht von innen gesehen und nie die vatikanischen Museen, obwohl ich in Rom ein Jahr lang gelebt habe und immer wieder hingekommen bin, immer wieder hinkomme, in fünfsechs Wochen werde ich das nächste Mal dort sein, mit meinem Sohn. Wissen Sie, es gibt da einen Film, der von einem jungen Mann erzählt, welcher sich nächstens in Kirchen einschließen läßt, um darin zu übernachten. Er versteckt sich vor den Gläubigen, versteckt sich vor dem Küster, und schließlich versteckt er sich vor den Reinigungskräften. Dann ist er allein. Als er eines Tages erwischt wird und gefragt, was er denn nachts dort suche, antwortet er: „Wenn die Menschen draußen sind, ist Gott darin.“ Dieser Satz beeindruckt mich bis heute. Ich habe S. Pietro und viele andere italienische Kirchen im Kopf. Reisegruppen ziehen durch. Es wird geplappert, und die Gläubigen werden historisiert und verfreakt. Ich

habe Leute gesehen, die in Seitenkapellchen betetende alte Frauen auf das schamloseste fotografierten. Es ist unerträglich. Man muß Kirchen für den Tourismus verbieten. So meine ich's auch für viele Kunst, daß man sie vor den Blicken schützen muß. Man muß sie vor den Massen schützen, mit den Massen, immer, beginnt Blasphemie. Was habe ich davon, mich vor der Mona Lisa in Hundertschaften zu drängeln? Als ich seinerzeit eigens Antonellos Annunziata wegen nach Palermo gereist war – ich hatte das Bild in einem Reiseführer gesehen, den ich auf Stromboli erwarb, wo ich eines heftigen Sciroccos wegen tagelang hängenblieb –, als endlich wieder eine Fähre hatte anlegen und mich mit sich fortnehmen können, hatte ich meine ganze Reiseplanung verworfen und war zur Annunziata hingefahren. Dieses Bild wollte ich sehen. Und sah es und war so sehr enttäuscht. Nein, nicht des Bildes wegen, nicht, weil es so viel kleiner ist als der Reiseführer suggerierte. Sondern wegen der zwei Soldaten oder Polizisten, die links und rechts neben ihm standen, mit Maschinenpistolen, um's zu bewachen. Da ist ein Gespräch mit dem Bild kaum mehr möglich. Scharen sich aber Hunderte davor, gar nicht mehr. Dann möchte ich es lieber nicht sehen. Nie sehen. Aus Achtung.

„Wir s o l l e n die Fenster nicht sehen“, sagte sie Löwin, und wir fuhren, nach einem Kaffee in der Sportsbar, die sie kannte, zurück ins Hotel und den Vergnügungen unserer Leiber entgegen. Dann war es schon nach zwölf gewesen, ich hatte Jenny pfeifen hören, sie aber warten lassen, sie hatte gewartet. Das wissen Sie alles schon. Aber ich habe sie auf die Sainte Chapelle angesprochen. „Ich kümmere mich darum“, hatte sie geantwortet. Es war dies der Tag, den die Fête de la musique abschließen sollte, die mich auf das Boot gegens Jüngste Gericht warf. Gegen abend hatte mich Jenny, die ich immer wieder, erst versehentlich, dann absichtsvoll „Edith“ nannte, noch einmal ins Hotel gebracht, damit ich unter die Dusche konnte; sie hatte mir eine halbe Stunde gegeben. Dann fuhren wir von der Chevreuse zur Île, sie stellte ihr Motorrad ab, sicherte es, ich glaube, es war schon nach acht. Nein, von Sonnenuntergang keine Rede, nur bisweilen schaffte es die Sonne durch die tiefhängenden Wolken. Dennoch. „Ich habe mit Madame telefoniert“, sagte Edith, „man wird dich erwarten“. In der Tat, wir mußten ein Stückchen um die Chapelle herum, „da mußt du lang. Siehst du die Holztür dort?“ Eine ganz niedrige Holztür. „Dort mußt du klopfen. Man erwartet dich. Laß dir Zeit, wir haben keine Eile.“ Sie steckte sich eine Zigarette an und ging langsam weg.

Ich klopfte. Der mir öffnete, ich würde ihn einen Mönch nennen wollen. Das war er aber nicht. Er sah mehr wie ein Zuhälter aus. „M. 'erbst?“ Ich nickte. „Wenn Sie mir bitte folgen wollen.“



8.51 Uhr:

Es macht mich ein wenig unruhig, daß ich so gar nichts mehr von Edith gehört habe, nichts mehr, seit Raffaella mich von dem Boot gerettet hat. Gerettet ja, denn um die Tatsache führt kein Weg herum, daß der Fluß, auf dem ich trieb – er hatte mit der Seine, die ich hier täglich sehe, rein gar nichts mehr zu tun –, in die gleiche Richtung floß, in der auch die unendlichen Kuh- und Schweinherden zogen. Und wieso war mein Laptop bei mir geblieben, wieso war der nicht ebenfalls gestohlen worden? Wir alle werden, um uns zu beruhigen, sagen (die übliche Autorenkiste, wenn eine Fantasie nicht weiterwill): es war ein Traum.

Nein, Leserin, das war es nicht. So wenig, wie der Zuhälter, der mir voranschritt, schritt; er lahnte nämlich, zog ein Bein nach. Dann betrat ich, durch die Sakristei, das Schiff. Es gibt, um Gotteswillen! gibt einen Zusammenhang zwischen ihm und dem Boot, auch wenn die Farben n i c h t so schwammen, n i c h t so glühten, wie Melusine es erzählt. Die riesigen Fenster waren gleichsam pastellen gedeckt. „Es wäre“, sagte der Zuhälter, „jetzt eben die Zeit. Tut mir leid, daß das Wetter nicht mitspielt.“ „Insch'allah“, sagte ich, worauf er mich wirklich giftig ansah, sich aber zusammennahm und erwiderte: „Ich bin durchaus in Kenntnis gesetzt, mit wem ich es zu tun habe. Wir haben hier nicht oft so hohen Besuch.“ Und in nahezu denselben nicht nur Worten, nein ganz auch im Tonfall Jennys setzte er hinzu: „Lassen Sie sich Zeit, wir haben keine Eile.“ Er beugte sich etwas vor, und in dieser gebeugten Haltung schritt er, lahnte er rückwärts zurück in die Sakristei, die er schloß. Ich blieb allein mit mir und der Kirche.

Das wäre jetzt eine Zeit für die Meditation gewesen. Aber ich fand keine Ruhe, das Schiff wies mich ab. Ich ging umher, langsam, fast ständig den Kopf im Nacken. Welche Herrlichkeiten! dachte ich. Doch sie waren nicht meine. Ich setzte mich, versuchte nachzudenken. Da war Madame Le Duchesse, da war Jenny. Edith war da, Raffaella war da, aber die Löwin nicht mehr, von der ich verstand, sie sei für mich das Seil, an dem sich einer hinabläßt, und oben hielt sie mich fest. Da war Paris, das sich geordnet hatte, seit ich ihm, schon einmal, ein Buch schrieb:>>>> [Die Orgelpfeifen von Flandern](#). Besorgen Sie es sich. Meine Lästler mögen es sich besorgen, wenn sie

denn erfahren wollen. Es ist für solche wie Edith geschrieben, auch für BettyB, damit sie zu verstehen lernen. Beide wurden mir zugeführt von der Gräfin, La Fête de la musique, spät in der Nacht in einem Club, dessen Name ich nicht vergessen habe, nein, es war gar keine Zeit gewesen, ihn zu lesen. Aber er stand direkt über der Tür. Hinter dem sich ein Loch öffnete, organisch, sehr organisch, hätten nicht Treppen hinabgeführt, ich würde Ihnen erzählen müssen, daß ich hinabgeglitten sei und sehr weich in einem Schichtflies aus Teppichen aufgefangen wurde. Gefärbter Nebel stand im Raum, zur Begrüßung wurden Cocktails gereicht, die ebenfalls farbig waren und von denen es ebenfalls, wie von Trockeneis, dampfte. Manchmal durchblies ein Ventilator den Nebel, dann sah man verkleidete Menschen, gestylte Menschen, sollte ich sagen, manche trugen nichts als Masken, andere nur einen Schal. So auch Raffaella, von der Edith ganz zu Unrecht schrieb:>>>> [ich hätte bereits von ihren Brüsten geschwärmt](#). Das habe ich noch gar nicht, aber jetzt wäre Zeit, da sie auf mich zukam, nicht gehend, nein, gleitend, mir ihre rechte Hand reichte und mir aus den Teppichen aufzustehen half. Sie trug wirklich nur einen Schal, einen sehr langen, einen elfenbeinfarbenen Schal, den sie einmal um ihren Hals gewunden hatte und der links neben ihrer linken Brust hinabschleierte und an ihrem Rücken bis zur Kniekehle, vorn zu den Knien. So stand sie vor mir. Ich blickte verwundert meine linke Hand an, die in ihrer Rechten lag. „Du möchtest gerne nach Hause“, sagte sie. Ich dachte, das hämmernde Gewummer, das man gegenwärtig Musik nennt, sei viel zu laut, um solch einen zarten Satz rein akustisch verstehen zu können. Aber es war ja still in der Sainte Chapelle, nur durch die Fenster drangen von ganz entfernt Stimmen und manchmal ein Hupen herein von jenseits der, dachte ich, Insel. „Du mußt aber erst mal zu sehen wiedererlernen.“

Es war die kleine Algerierin. Ich weiß nicht, wie sie hereingekommen ist. Sie ist aus einem der farbigen Fenster herausgetreten und heruntergefliegen. „Ich möchte dich heilen“, sagte sie, „ich kann auch den Teufel heilen. Er muß es aber wollen.“

10.21 Uhr:

>>>> [La Lune](#) hielt mich vom Weiterschreiben ab,>>>> [ich mochte gerne antworten](#); vielleicht sagt aber Herr Kerber auch noch was.

Immer noch nichts von Jenny. Ich unterbreche, weil ich ein Baguette kaufen will. Habe Hunger. Und es ist irre schönes Wetter, plötzlich ist es warm geworden. Endlich. „Paris ist ein Museum geworden“, hat sich der Gräfin in der Tour d'Argent beklagt. Ich soll ihm vielleicht etwas andres erzählen? Aber es ist nicht nur das. Sondern Raffaellas Satz in der Sainte Chapelle. Sondern es sind auch die Blütenblätter auf dem kleinen Tisch in der Küche. Es ist dieses Wort. Da

DIE

continued from page 2

war ich stehengeblieben in der Erzählung, wie Jenny aufgeschrien hat, als sie es las. Sie, anders als ich, hat es verstanden. Doch später, Leserin, später... Baguette, ein Café, Gauloises. Wohltuend, daß in der ganzen Stadt kaum Fußballfahnen zu sehen sind.

(Bitter allerdings ist >>>> [dieser Satz Aléa Toriks](#): „Mir gehen diese Idioten da drüber auf die Nerven. Das sorgt erstens dafür, dass ich dort nichts mehr schreiben will und zweitens auch nichts mehr lesen will.“ Er beschreibt genau das, was Leute wie Edith, La Lune, BettyB und einige andere mehr, erreichen wollen. Die Löwin schrieb mir in ihrer Mail: „Man hat den Eindruck, daß sie dafür bezahlt werden, daß das eine ganz bewußte Agitation ist.“ Man könnte ihn haben, ja, wenn man die Geschichte meiner Dichtungen kennt; ich bin mir aber nicht sicher. Daß Realität von Fiktion nicht mehr zu trennen ist, daß ich nicht weiß, wo bilde ich mir etwas ein, höre das Gras wachsen usw. und wo ist allesdas handfest zu machen, hat mich von frühauf beschäftigt. Die Anonymität der Kommentatoren ist ein Teil dessen, was ich immer wieder gestaltet habe: wir kennen die Gegner nicht und wissen nicht einmal, ob sie sich selber kennen. Also erfinden wir sie uns: um ein Gesicht zu haben. Das ist aber ein Handel mit Derivaten: Immer wieder erstaunt es mich, wie die Vorgänge der Realität denen an den Weltbörsen ähneln: Politik wird mit Fiktionen gemacht. Literaturgeschichte auch.)

Jetzt aber hinaus!

14.26 Uhr:

Eben erst zurückgekommen. Unter die Tür war, aber sonst ohne Nachricht, die auf meinen Namen lautende Bestätigung eines E-Tickets durchgeschoben: Abflug Freitag vormittag, Charles de Gaulle, T2D, 9.40 Uhr. Nicht, übrigens, für Alban Nikolai Herbst, sondern auf den anderen Namen. Was mir ein maues Gefühl macht. Jedenfalls werde ich noch heute und morgen hiersein. Keine sonstige Nachricht aber, eben, und das Geld wird knapp. Na gut, hundert Euro hab ich noch.

Ich muß unbedingt eine Stunde schlafen, bevor ich weiterschreibe. Den Vormittag über habe ich im Luxembourg für den Roman meine Notizen gemacht, nicht für dies hier, sondern für den Roman, den der Gräfin für sich will, aber manches von hier geht damit durcheinander. Eine neue Nachricht von der Löwin ist gekommen, ich habe Skype geöffnet, aber sie reagiert nicht, obwohl sie als online angezeigt wird. Das Problem habe ich aber immer wieder auch in Berlin.

15.59 Uhr:

Ich sah auf meine ausgestreckte linke Hand, die auf der in ihrem Leuchten schräg aus grünen Stoffen gewebten Lichtbahn ruhte, welche mir die offenbar für Momente durch den Wolkenvorhang gebrochene Sonne durch eines der Fenster schickte. Sie ruhte dort, meine Hand, es war, als läge mein Arm dort auf, und eine weitere Lichtbahn, für den nächsten Moment, legte sich, sie nun in Rot, darüber. Ich mußte mich nicht anstrengen, gar nicht, ich hatte meinen ganzen Arm darin abgelegt. „Maria“, dachte ich, nicht länger „Raffaella“. Aber war ja allein,

niemand war bei mir. Erst jetzt, da ich das bemerkte, wurde mir die Armhaltung schwer. Was konnte mit heimkommen gemeint sein? Denn kaum kam ich zu mir, schüttelte ich schon wieder ab, was frühere Generationen der Christen „eine Erscheinung“ genannt hätten; ich spürte auch meinen alten Impuls dieses Aufbegehrens, des sich nicht Beugens, nicht beugen wollen; ich spürte die Empörung wieder, diese uralte, einen Archetypus des Empfindens, der meiner nicht und doch meiner war, spürte die Wut, spürte den Stolz. Nein, ich war nicht einverstanden gewesen, als man das naive Paar aus dem Garten trieb, ich war mit Michael nicht einverstanden gewesen, den ich als zweiten Vornamen trage, wider meinen Willen, ich sah das Ungleichgewicht und hörte das Schreien der Entenknochen wieder. Ausgerechnet er, dachte ich, soll mich versöhnen, ausgerechnet er mich zurückholen... aber das stimmte ja nicht, denn Raffaella, nicht er, hatte mir die Hand aufgelegt. Er stand nur hilflos herum, als ich ihn anrief, morgens auf dem Boot, das nicht anhalten wollte, mich aber endlich gefangen hatte, in der Klemme hatte und weitertrieb gegen den Horizont, der nichts als reine Mathematik war. Raffaella war es, auch da schon, die ihre Hand auf meine Schulter legte, aus der mir wer was gebissen hat. Ich ahne jetzt, wer. Es ist mehr als nur Ahnung.

Das ganze Kirchenschiff erstrahlte, ich saß in den Farben, als wären sie Wasser. So stellte der Gräfin sich vor, daß die Apokalypse beginne. So ließ sie es sich vorstellen, so gefiel es ihm, wie der Mensch funktioniert. Er funktioniert jedoch aus Not. „Es ist nicht wahr!“ rief ich aus, laut, tatsächlich a u s und sprang auf. „Hörst du?! Es ist nicht wahr! Alles ist Täuschung!“ Schon war auch der Spott in mich zurück, weil ich mich ansah, wie ich nach oben, zur Kirchendecke, schrie, als ob es das gäbe, ein Oben, ein Unten, als ob es nicht völlig egal wär. Er machte mich lächerlich. Er machte mich abermals lächerlich. Ich wollte die Realität.

Sie waren wie Kinder gegangen, die beiden, gescholtene Kinder, ein Mädchen, ein Junge, denen aus einem alleinigen Grund Vergebung nicht wird – dem, daß sie hatten wissen wollen. Noch wurde sie je. Noch wird sie. Nur immer neue Versprechen und auch sie nur für die, die an sie glaubten. Zerrissen sich aber weiter die Nägel, wurden totgetreten, schleppten sich sie an den Steinen, ausgebeutet, ausgehungert, auch für diesen herrlichen Bau, und verachtet, und, wo es ihm nützt, auf den Haufen verbrannt. Wenn ich die Kraft besessen hätte, wenn ich wenigstens einen Stein dabeigehabt hätte! „Raffaella!“ Sie kam, erschien hinter Jenny, die neben mir stand, als ich über die Reling schrie, Jenny, die vor lauter Verlegenheit ihre Flammenhände rieb. „Immer hast du wissen wollen“: wann war das, das sie mir das gesagt? Nicht Jenny, nein, Raffaella, und auch nicht gesagt, nein, ins Ohr geküßt vor Hunderten Jahren. „Wieso kannst du seinen Glauben nicht haben?“ Dabei hatte auf sie eine Kreuzstatt gezeigt, an der ein ganz anderer hing und verdarb, nichts als ein verzweifelter Vater, der

für seine Kinder genommen hatte, was ihm nicht, hatte das Urteil behauptet, Zustand. Ich aber hatte längst die Fackel genommen, Aufrührer viel mehr als er.

Manchmal frage ich mich, ob ich denn nicht auch, einige Monate lang, ge glaubt habe, damals, bis er da hing. Dann konnte ich nur noch lachen. Die Schöpfung? Eine Presse für Enten, eine Auspresse, Vater. Vater?

Ich bitte, du Mutter, mich räuspern zu dürfen.

Sitz doch endlich mal grade bei Tisch!

Ein Silberturm ist die Welt.

***** 16.59 Uhr:

Dann saß sie neben mir, wieder neben mir hätte ich fast geschrieben, weil auch ich mich wieder gesetzt hatte. Das Licht war hinter die Wolken zurück, hinter die Fenster zurück, die sich eindämmerten. Ganz offenbar saß ich schon über eine Stunde hier, vielleicht sogar zwei Stunden, denn es wurde draußen dunkel, obwohl dies noch einer der längsten gehenden Tage des Jahrs war.

Sie hatte sich wie ein Mädchen zu mir gesetzt. Da war gar nichts Erotisches, noch gar Sexuelles an ihr, auch nicht bei den Riemchensandalen, die sie trug, so daß ich die schönen Füße sah. „Du alter Verführer“, sagte sie aber und kicherte kurz.

Ich schwieg, sah sie aus meinem Augenwinkel an, das leichte Kleid, den Schal, der einen Teil ihres Hinterkopfs und die Schultern bedeckte und den sie mit der rechten Hand unter dem Kinn zusammenhielt. Ihre Oberschenkel drückte sie aneinander, die Unterschenkel in dem berühmten spitzen Dreieck stehend, so daß sich die Fersen auseinanderdrücken, aber die Zehen zueinanderschauen. Ein ganzes, immer noch, Kind. Während draußen vor der Kirche, da war ich mir sicher, ihre Schwester rauchend dabei war, sich für mich die nächsten Sensationen auszudenken, die man mir zeigen könne in Paris, vor allem jetzt, wo keine Löwin mehr ein waches Auge aufhalten konnte.

„Es gibt Giganten und es gibt Bürger“, hatte der Gräfin mir im Silberturm noch gesagt. Es war sehr spät geworden, meinem Eindruck nach. Tatsächlich hat unser Treffen keine zweieinhalb Stunden gedauert. „Sehen Sie“, hatte er gesagt, „alles hat eine Nummer, auch diese Ente. Alles wird verzeichnet, nichts wird vergessen, dem Bürger weder, noch dem Giganten, noch den Enten. Nur die Giganten aber wissen zu loben.“

Welch eine abstruse Idee! Wäre ich ein berühmter Schriftsteller, also hätte ich einen Namen wie Picasso gehabt, ganz sicher, ich hätte begriffen, weshalb so einer wie er von mir einen Privatroman wollte, ein Typoskript, das er sich selber binden läßt und, wenn die Zeit gekommen ist, zu Sotheby's gibt. Doch wer unter denen, auf die es im Kunstmarkt ankommt, kennt mich? Kaum jemand, und die wenigen, die etwas zu sagen haben und dennoch schon mal von mir gehört, verabschätzen mich. Was ist mit meinem Romanmanuskript zu gewinnen.

Er wiederholte: „Nur die Giganten wissen zu loben.“ Dann lachte er leise und setzte hinzu: „Es ist keine Zeit

für Giganten. Von den Giganten haben die Menschen die Nase voll. Das ist auch klug von ihnen. Eine Demokratie kann sowas nicht brauchen. Aber sie zahlt natürlich dafür. Sie zahlt mit Resignation, zahlt mit Entzauberung, zahlt mit der Nüchternheit. Paris ist ein Museum geworden, Herr Herbst, gehen Sie herum, schauen Sie die Massen der Besucher an, für die alles wie geleckt ist, damit das Touristengeschäft auch floriert. Sie wissen natürlich, nicht wahr?, daß die Spatzen auf der Liste der bedrohten Tierarten stehen. Nicht daß mir prinzipiell viel an diesen kleinen Schreibern läge, aber doch immerhin... denken Sie an die Halle der Seelen.“

„Die Löwin...“ sagte ich in einem Vorstoß, der aus reinem Mutwillen rührte -

Er hob die rechte Braue.

„Meine Geliebte“, sagte ich.

„Ich weiß. Und?“

„Die Löwin hatte die Idee, Sie seien vielleicht Gott.“

Er lachte unvermutet laut auf.

„Das ist natürlich nur Literatur“, sagte ich, „... für den Roman.“

„Natürlich“, sagte er.

Ich lächelte.

„Es ist mir eine Ehre“, sagte ich.

„Nicht Ihnen“, erwiderte er, „sondern mir. Also schlagen Sie ein?“

„Bitte?“

Er reichte mir auch gar keine Hand. „Sie wollen keinen Vertrag, nicht wahr?“

„Nein“, sagte ich. „Das käme mir klein vor.“

Er schob seinen Stuhl zurück, stand aber noch nicht auf. Jedoch war es das deutliche Zeichen, daß unser Gespräch beendet war.

„Sie müssen sich nicht beeilen“, sagte er, „Sie haben so viel Zeit, wie Sie möchten. Lassen Sie sich von Mademoiselle Jenny“, er sprach ihren Namen französisch aus, „noch so viel zeigen, wie es nur geht. Ich habe in Mademoiselle mein tiefstes Vertrauen. Reisen Sie ab. Kommen Sie zurück, so oft Sie wollen. Mademoiselle hat Ihnen eine Telefonnummer gegeben... ah, noch nicht? Ich werde sie erinnern. Wenn Sie herkommen wollen, genügt es, ein zwei Tage vorher bescheidzugeben, der Flug wird dann gebucht. Für Ihre Unterkunft ist immer gesorgt. – Sind wir einig, Herr Herbst?“

„Was riskiere ich denn? Selbstverständlich sind wir einig.“

„Sie riskieren, woraus Sie bestehen.“

Heute weiß ich, er hat es da schon gewußt. Es hatte der Blütenblätter, hatte des Worts nicht bedurft.

17.28 Uhr:

Immer wieder, merke ich beim Nachlesen der Zeilen, gleite ich auf den Bahnen der wirklichen Geschehen in die der reinen, wenn Sie wollen: überspannten Fantasie. Doch das läßt sich nicht vermeiden. Dabei will ich das nicht, will es seinetwegen, g e g e n ihn, nicht. Ich brauche Zigaretten.

17.49 Uhr:

[Paris, wieder La Nonchalante.]

Alles Leiden rühre daher, wird bisweilen gesagt, daß wir uns nicht fügten, nicht ein fügten in den Lauf der Dinge, sondern daß wir ausbrechen wollten und ausgebrochen sind. Aber das stimmt nicht. Ich

Andreas Okopenko 1930 – 2010

(litblogs.net » Ausgabe
02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:07:17 AM

Tags: [Andreas-Okopenko](#), [Aufsätze](#), [Avantgarden](#), [Beobachtung](#), [Deuticke-Verlag](#), [Elfriede-Gerstl](#), [Elfriede-Jelinek](#), [Ernst-Jandl](#), [ethik](#), [Fluidum](#), [Friederike-Mayröcker](#), [Hypertext](#), [Kindernazi](#), [Lexikon-Roman](#), [Lockergedichte](#), [Nachruf](#), [Obituary](#), [Poetik](#), [Präzision](#), [Reflexion](#), [Ritter-Verlag](#), [Wiener-Gruppe](#)

[Andreas Okopenko](#), poetischer Sucher des Fluidums, Verfasser des ersten [Lexikon-](#), will meinen: [Hypertext-Romans](#) avant la lettre und fabelhafter [Chronist von Träumen](#) ist Sonntag, den 27. Juni 2010 in Wien [verstorben](#).

Sein verschmitzter Witz wird der österreichischen Literaturlandschaft fehlen. Mit Okopenko ist auch ein skrupulöser Beobachter der Zeitläufte zu vermissen: Andreas Okopenkos luzide Beobachtungen der Avantgarden seit den 50er Jahren bleiben bis auf weiteres Stückwerk, nähere autobiographische Zeugnisse des diskreten Dichters Desiderat.

Zur Erinnerung eine kleine tour d'horizon zu einigen wichtigen Werken, welche Andreas Okopenko uns hinterlassen hat.

|||

Andreas Okopenko – Vom Schreiben lesen: Das essayistische Werk
NZZ, 19. 7. 2001

Nachdruck: Vom Schreiben lesen – In: [Andreas Okopenko](#), hg. v. Konstanze Fliedl u. Christa Gürtler. Graz, Droschl 2004 (=Dossier 22), S. 195-198

DAS NARRATIVE UND POETISCHE WERK

czz – Nie "Neuerungszwängler" und nie ein Traditionalist: Der österreichische Schriftsteller Andreas Okopenko (Jahrgang 1930) hat sich seinen eigenen, seinen eigensinnigen, Weg gesucht. Indem er das Rollenangebot des Aufreger ausschlug und die Stille seiner literarischen Werkstatt den lautstarken Launen der Agora vorgezogen hat, geriet er zeitweise ein wenig in Vergessenheit: Die Verleihung des Grossen österreichischen Staatspreises für Literatur an den 78-Jährigen lief – in Vorgeschmack wie Abgang – nicht ohne einen Hautgout schlechten Gewissens ab. Dabei hätte Okopenko schon für den 1968 erschienenen "Lexikon-Roman" – einem (noch dazu höchst amüsanten!) [Hypertext-Planspiel](#) avant la lettre – entschieden ein Dichterlob gebührt.

Entschlossen hat sich indes der Klagenfurter Ritter-Verlag, mit Wieder- und Neuauflagen einer gebührenden Wirkung dieses Oeuvres zuzuarbeiten: So wurde der berühmte, gegen den Uhrzeigersinn erzählte, fiktive Adoleszenzrapport "[Kindernazi](#)" ebenso wieder zugänglich wie die romanesk geschürzten Reflexionen aus den Ebenen der Nachkriegszeit ("[Meteoriten](#)"). In Parallelaktion mit dem Hause Deuticke, welches nach dem "Lexikon-Roman" die gewitzten "Lockergedichte" herausgebracht hat, formiert sich solcherart endlich eine praktikable Basis für neue Lektüren und Rezeptions-Etappen des lange vergriffenen Werks.

Wenn man nun bei Ritter zwei

Bände "Gesammelte Aufsätze" ([Band 1](#) | [Band 2](#)) vorlegt, so bieten diese "Meinungsausbrüche aus fünf Jahrzehnten" mitnichten eine Wiederverwertung kollateraler Theorieproduktion: Anzuzeigen sind mithin fünfhundert Seiten blank und scharf polierter literarischer Reflexion, Lektüre zur Lust mit Gewinn.

||| DIE ESSAYISTIK

Deutlicher als in seinem lyrischen, kenntlicher als im romaneskem Werk tritt Andreas Okopenko im Medium seines essayistischen Schreibens als Naturwissenschaftler der Poesie hervor. Gerade in den Aufsätzen und Kommentaren verpflichtet sich der Autor – studierter Chemiker, der er ist – einer exakten Methode und untersucht die Substanzen von "Denken" und "Dichten" gewissermassen in Reagenz. Solche Grundlagenforschung im Quellgebiete der Poesie wird billig den Standpunkt des Beobachters reflektieren: Okopenkos skrupulöse Justierarbeit an der Genauigkeit seines Empfindungs- und Reflexions-Instrumentariums zeitigte über die Jahre eine aussergewöhnliche Differenzierungs-Kompetenz – sein subjektives Aggregat ist auf hohen Auflösungsgrad geeicht. Dies erweist sich besonders am Kernstück der Sammlung, einem geduldigen Versuch, das "Fluidum" – Kernmotiv in Okopenkos Poetik – auf klärende Begriffe zu bringen: Vergleichbar

mit James Joyce's "Epiphanie" oder dem "Satori"-Erlebnis des Zen-Buddhismus blitzt das "Fluidum" in gewissen Situationen unvorhersehbar auf und gewährt Momente von hellsichtiger Innigkeit.

|||

FLUIDE WACHHEIT

Eine solchermaßen fluide Wachheit in Literatur – in Lyrik – zu übersetzen, bedarf es allerhöchster Präzision. Dem Postulat eines solchen "Konkretionismus" (nicht zu verwechseln mit der "konkreten poesie"!) gilt eine weitere umfangreiche Erkundung innerhalb des zweiten, des poetologischen, Bandes. Wo das richtige Wort unsagbar dünkt (womöglich jedoch einfach noch nicht gefunden worden ist), geduldet sich Okopenkos reflektierende Rede in asymptotischer Annäherung. "Schlagerzeilen und Schlagzeilen" wird man vergeblich suchen. Okopenko trumpft niemals auf, zielt nicht auf schnellen Effekt. Sein nachdenkliches Formulieren schreitet mit Vorbedacht. Wo alle Konzentration auf präzise sprachliche Spurfindung zielt, wäre der Talmiglanz rhetorischen Redeschmuckes allenfalls dazu angetan, den Blick – und die Sprache – zu trüben.

Die Dezenz von Okopenkos Denken und Schreiben – welche ein allfällig schelmisches, poetisches oder anarchisches "Justament!" niemals hindert – ist eine "Ethik im Vollzug". Wo Formuliertes auf dem Grunde des

sorglich Vor- und Nachgedachten fusst, behalten die Worte Gültigkeit. Selbst die frühesten Zeugnisse – kurz nach Kriegsende niedergelegt – haben auch im dritten Jahrtausend Bestand.

|||

WIENER GRUPPE UND DIE 50ER JAHRE

Die im ersten Band ("[In der Szene](#)") abgedruckten Rapports, Reflexionen und Rezensionen zur österreichischen Nachkriegsliteratur bieten nicht nur dem Archäologen des Literarischen Lebens breitgefächertes Material, sondern verblüffen auch den "common reader" mit ihrer hohen Wahrnehmungs- und Urteilssicherheit. Okopenkos Kataloge von Namen und Daten legen Spuren in die (heute schwer vorstellbaren) kulturpolitischen Wüsteneien der österreichischen Jahrhundertmitte – und weit darüber hinaus. Es wird etwa der einlässliche Aufsatz über "Wiens junge Dichter der 50er Jahre" in seiner Bedeutung kaum zu überschätzen sein: Wo Protagonisten und Proponenten der spektakulären "[Wiener Gruppe](#)" manches Deutungsmonopol einseitig usurpierten, verspricht der kundige Querblick auf Texte und Kontexte manchen Einblick in Alternative zur gängigen Avantgarde-Orthodoxie.

Die skeptische Reserve im Blick auf "die Szene" hindert indes nicht – ja

ANDREAS page 6



DIE

continued from page 3

erinnere mich an Eden gut. Es lag nie ein Löwe friedlich beim Lamm, und es wird so etwas, wenn er hungrig ist, auch niemals geschehen. Aber wir dachten das so. Wir sahen nicht hin. Und alles gedieh. Ich war naiv wie jeder, der dort lebte oder ein- und ausging. Wir waren eine Art Gärtner, eine Art Beobachter eher, denn wir griffen, selbstverständlich, nicht ein. Wir sollten auch Berührungen meiden, weil jede Berührung die Matrix verändert. Daß eine Berührung aber, ob sie stattfinden wird oder nicht, bereits in ihr angelegt ist, hatte niemand bedacht. Und es geschah. Die Ausweisung später, die Rache, die menschliche Geschichte, an der ich später einiges mitgewirkt habe, ist nichts als die Folge dieser einen kleinen Unachtsamkeit, Unbedenklichkeit, um nicht zu sagen: kleinen Schlamperei. Auf der Zufriedenheit, daß es gut sei, läßt sich's nicht ausruhen, nicht eine Minute, geschweige denn einen Tag.

Zu Zeiten war ich ein Jäger geworden. Ich ging zusammen mit meinem Freund DB auf die Jagd, das heißt, wir wollten das Wild erst einmal sehen, es kennenlernen, Witterung aufnehmen und Bekanntschaft mit seinen Gewohnheiten machen. Da sahen wir ein altersschwaches Reh, vielleicht war es auch krank. Es kam aus dem Unterholz gelahmt, scheu, ängstlich, in alle Richtungen verströmte es diesen Duft. Ich habe ihn immer riechen können. Der Wind stand gut für uns. Doch auch für einen Fuchs. Er schnürte heran. Wir sahen das Gras. „...schau!“ wisperte Dieter und streckte, vorsichtig genug, daß sein

Ärmel nicht raschelte, den Arm aus. Das Reh war irritiert, schon panisch, sprang hoch, so gut es noch konnte, stürzte, kam wieder hoch, als der Fuchs es am Bauch faßte. Das Reh schrie, es schrie wie die Hummer, schrie, wie die Knochen der Ente geschrien hatten, einen ganzen Fetzen riß der Fuchs aus ihm raus, schüttelte den Kopf, knurrte, fauchte, sprang das Tier abermals an, riß ihm den Bauch auf, zerrte die Gedärme heraus, riß an ihnen, zerrte an ihnen, und allezeit war das Reh noch am Leben. Sein Todeskampf wahrte lange. „Nichts“, sagte später mein Freund, „nichts, Alban, was der Mensch dem Tier antut, ist etwas, das die Natur nicht noch grausamer tut. Wenn mir noch einmal einer sagt, wir Jäger seien grausam, knall ich ihm eine. Sie ist ein Biest, Natur, und Schweine sind, wer sie verherrlicht.“ Daran muß ich jetzt denken und unter welchen Qualen, trotz aller medizinischen Hilfe, seine Frau verstarb. Und es kommt mir so vor, als hätte mich der Gräfin zu einem Verbrechen gedungen.

Selbstverständlich, es steht mir ganz frei.

Sowieso noch immer keine Nachricht von Jenny. War sie für mich nicht länger vorgesehen als bis zu dem Tag, an dem ich eigentlich geflogen wäre, also bis gestern? Etwas ist schiefgelaufen im Plan, ich spüre das. Ich glaube, schon das mit dem Boot ist nicht vorgesehen gewesen, nicht das mit dem Biß. Die Wunde ist tief, aber sie schmerzt nicht. Doch wächst auch nicht zu. Kann aber einfach sein („Realismus!“), daß dafür die Zeit noch zu kurz war.

20.06 Uhr:

Einige Leser machen sich wirklich Sorgen um mich und auch die Freunde, weil ich telefonisch nicht mehr zu erreichen bin. Das Ifönchen ist ja nun weg. Der Profi mahnt mich an, ob ich die Sim-Card auch hätte sperren lassen. In der Tat habe ich das vergessen, aber das Gerät ist vermittels eines Codes gesichert, so daß ich denke, es wird schon nichts passieren. Und eine Freundin mailt mir: ich glaube sowieso nix, was auf deiner Seite steht :-)) falls sich das mittlerweile doch nicht geklärt hat: Einen Flug könnte ich notfalls auch für Dich buchen. Da dies nicht die einzige Anfrage ist, hier ganz deutlich: Vielen vielen Dank, aber ich habe heute wirklich ein Ticket bekommen, es ist wirklich für mich gebucht, und ich werde wirklich am Freitag zurückfliegen. Danke an Sie/Euch alle. (Wahrscheinlich liest auch der Gräfin hier mit und weiß, wozu ich ihn mache; aber der Dank geht auch an ihn – zumindest für das Ticket.)

Ich will weitererzählen. Nur duschen will ich noch eben, und ich brauche eine Rasur.

20.44 Uhr:

Im Grunde, denke ich gerade, habe ich sein Gebot schon wieder übertreten, indem ich dieses alles niederschreibe. Zwar, ich erklärte wiederholt, daß dies der Roman nicht sei; aber welcher denn als dieser könnte es werden? Abermals ist, jede dieser Zeilen, Aufstand. Wenn er der ist, den ich meine (wenn ich der bin, der zu sein ich befürchte), dann hat er es herausgefordert, und ich kann ihm schreiben: denkst du denn, ich wüßte das nicht? Mir ein Preislied

aufzutragen! Ich kann mir Vermesseneres nicht denken. Und soll mich beugen?

Plötzlich laufe ich hier in den Zimmerchen wie losgestochen herum. Ich habe Fragen. Woher kennt der Profi, zum Beispiel, den Gräfin? Gut, er kennt sie wohl nicht, aber muß doch Kontakt mit ihr gehabt haben, wenn er mir vor einer Woche oder etwas mehr, ich weiß nicht mehr, von einem Auftrag erzählen konnte. Hat er die Pfingstrosen, die er später als Code bezeichnete, hier in die Chevreuse gestellt? Dann muß er die Wohnungen, oder doch einige, des Gräfin kennen oder sogar gewußt haben, wo man mich unterbringen würde, für was ich mich entscheiden würde. Er möchte bitte antworten, wenn er hier mitliest, extra fragen muß ich ihn wohl nicht. Oder am Freitag abend, da werden wir sicher wieder >>>> in der Bar sein. Ganz offensichtlich, jedenfalls, war die „Botschaft“ für mich nicht gedacht, sonst hätte ich sie wohl entschlüsselt. Sie war für der Gräfin gedacht, denke ich mir, die aber schon längst, anders als Edith, bescheidwußte... Jenny meine ich. Auf Edith komme ich später, und auf BettyB. Jedenfalls ist das zum AusDerHautFahren.

22.32 Uhr:

Was für eine Schweinerei! Ich komme von unten herauf und habe diesen schieß Hauptahn vergessen.... dabei hatte mich....

>>>> [Les secrets de Paris \(8\)](#)

[Les secrets de Paris \(6\)](#)

• von [Alban Nikolai Herbst](#) in [Die Dschungel](#). [Anderswelt](#).

Howard Koch nach Orson Welles 2010

([litblogs.net](#) » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:13:50 AM

•• Was ich mit [Ablenkungen](#) meinte? Da kann ich mit einem Beispiel dienen, das literarische Qualitäten aufweist. Erinnert sich jemand an Howard Kochs literarischen Handreich von 1938? Orson Welles hatte seinen Roman »Krieg der Welten« zu einem Hörspiel umgearbeitet. Inszeniert wurde es vom Mercury Theater in Form einer fiktiven Reportage nach einer Adaption von Howard Koch. Der amerikanische Radiosender CBS strahlte es am Abend vor Halloween am 30. Oktober 1938 aus. Dazu wurde der Handlungsort von England nach Grover's Mill (New Jersey) in den USA verlegt und die Geschichte entsprechend angepasst.

Das Hörspiel führte Zeitungsberichten zufolge zu heftigen Irritationen bei der Bevölkerung von New York und New Jersey, die teilweise das Hörspiel für eine authentische Reportage hielt und einen tatsächlichen Angriff Außerirdischer befürchtete. Die Berichterstattung über diese Vorfälle machte die Sendung und damit auch den jungen Orson Welles weltberühmt. Einige Beschreibungen einer landesweiten Massenpanik sind jedoch mit Vorsicht zu genießen. Die kommunikations- und literaturwissenschaftliche

Forschungsliteratur, allen voran eine Feld-Untersuchung von Hadley Cantril aus dem Jahr 1940, stellen die allzu gerne geäußerte kopflose Hysterie in Frage. Vielmehr war Orson Welles mitten in einen Medienkrieg geraten; ein Bericht unterstellte Orson Welles sogar, für den Tod eines Menschen verantwortlich gewesen zu sein. Orson Welles und sein Drehbuchautor Howard Koch nutzten das Spektakel als Karrierechance. Welles gab später zu Protokoll, er habe nicht mit dem Erfolg des Hörspiels gerechnet und daher den Bezug zu Halloween hergestellt, um wenigstens irgendwie aufzufallen. ([s. wikipedia](#))

Die galoppierende Finanzkrise bietet derzeit Nährboden für Verschwörungstheorien, die an einigen Orten im Web in einer an diesen Radio-Coup erinnernden Form ausgestaltet werden. Letzten Freitag beispielsweise machte uns im Büro ein Kollege ganz kirre mit seiner Behauptung, am kommenden Wochenende, spätestens jedoch zu Pfingsten stünde den Deutschen eine Währungsreform mit Haircut ins Haus, also nicht einfach nur eine Währungsumstellung etwa zu einer DM 2.0 mit festem Umrechnungskurs gegenüber dem abgewirtschafteten Euro, sondern eine echte Währungsreform, bei der Guthaben nur bis zu einem bestimmten Niveau fest getauscht, Guthaben darüber

jedoch entwertet würden. Wie so etwas funktioniert, kann man in der Wikipedia nachlesen, beispielsweise in dem sehr ausführlichen Artikel über die [Währungsreform in Deutschland 1948](#), als die DM eingeführt wurde.

Die Quelle, auf die sich der Kollege berief, ist eine Website, deren Inhaber mit Edelmetallen handelt, also ein gewisses Interesse an Panik gegenüber den so genannten [Fiat-Währungen](#) hat. Die Website ist technisch in graugigem Zustand. Aber die [ständig aktualisierten Infoseiten zur offenbar unausweichlichen Währungsreform in Deutschland](#) sind lesenswert. Und bitte: wenn ihr dort lest, beobachtet, was diese Texte mit euch anstellen.

Howard Koch und Orson Welles hätten es nicht besser machen können. Der Funke des Zweifels wird überspringen, wenn nach der Lektüre nicht sogar der eine oder andere fest überzeugt sein wird, dass die DM 2.0 am kommenden Wochenende handstreichtartig in Deutschland eingeführt wird. Ich meine: Immerhin ist die Polizei und das Heer schon in Alarmbereitschaft, diverse Geldtransporte wurden – getarnt als Gemüselieferungen – bei diversen Banken gesichert. In ungezählten Geschäften werden die Preise bereits ohne Währungsangabe ausgewiesen, und auf immer mehr Kassenzetteln erscheinen die Beträge wieder in zwei Währungen (Euro und DEM, die

Herzdame hatte doch letztes auch so einen Kassenzettel von unserem koscheren Metzger!). Nicht zuletzt spinnen die Banken derzeit, sehen sich außerstande, die Abgeltungssteuerbescheinigungen auszustellen oder weisen – wie gerade bei der Comdirekt – [Billiardenguthaben](#) in den Online-Depots aus, »Focus Money« [titelt bereits](#) wieder mit der DM, und und und... Wieviele Beweise braucht man denn noch?

Heute habe ich gedacht, dass es doch passender wäre, in Zeiten wie diesen eher mein Dystopie-Projekt [»Pans Wiederkehr«](#) zu verfolgen als [»Diamond District«](#). Andererseits: Diamanten sind auch krisensicher – also: wenn man sie hat. So ein richtig heftiger Währungsschlamassel würde auch dem Diamant-Thema Auftrieb geben.

Und so etwas soll einen nicht ablenken? Ich bin heftig gespannt, ob nicht vielleicht doch was dran ist. Sollte sich Frau Merkel tatsächlich am kommenden Wochenende mit einer Rede an die Nation richten, um die Währungsreform zu verkünden? Wenn es so wäre, könnte ich nun immerhin sagen: Old news, im Turmsegler stand das schon letzte Woche.

• von [Benjamin Stein](#) in [Turmsegler](#)

Fr, 18.6.10 (Sa, 19.6.10, 2:50): Schrille Stille

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:11:46 AM

Von Stille kann kaum die Rede sein. Schrilles Tröten weckt den, der wie Mao "nie vor Mittag aufsteht" (die Tatsache des erst spät Aufstehens wurde neulich in der Dokureihe "Die großen Diktatoren" auf Phoenix dem Genossen Mao angelastet. Freilich, auch kulturevolutionäre Massenmörder werden erst nachmittags krea[k]tiv – auch so eine Schrille der Stille).

Getrötet wird, weil die deutsche Fußballseele im Hinterhof des Sommers vorm Balkon nach der heutigen WM-Schlappe im Walde pfeift, also trötet, was meine Lunge jedenfalls "am Morgen" noch nicht hergibt.

Wie dem sei, nur eine Anekdote (auch, wie die lautstarken Vuvuseelen die Rättlein verstören). Abends muss ich los zum [chiffren](#)-Konzert in der Landesbibliothek im Sartori & Berger-Speicher. Der Weg führt – so oder so gewandelt – durch die Kieler-Woche-Mob-Massen, dieses vergnügt-versuchte Völkchen, das aggressiv wirkt. Überall wird gepöbel. Nichts einzuwenden gegen Feiern, allein, warum muss dabei mein Vorurteil vom Proll (nicht vom Proleten!) immer wieder bestätigt werden?

Weil auch die Stille schrill sein muss. Schreibe so vorgestimmt wie folgt:

— snip! —

Das Schrilles der Stille

Neue Musik aus dem Ostseeraum in der Landesbibliothek

ANDREAS

continued from page 4

impliziert geradezu -, dass sich Andreas Okopenko in der Rolle des Rezensenten und Portraitiisten seinen Schriftstellerkollegen mit Respekt annähert. Gleich, ob es sich um Ernst Jandl, um Elfriede Jelinek oder um Friederike Mayröcker handelt: Okopenko zupft aus ihren Werken ein ihn interessierendes Motiv heraus und beleuchtet es aus der Perspektive des Produzenten – wohl gemerkt, nicht des Kritikers – von Literatur. Prüft also, Schuster unter Schustern, Form, Fügung und Verwendung des Materials.

Auch das eigene Werk wird durchwegs aus der Perspektive des Praktikers expliziert. Wer indes glauben möchte, er werde durch die Lektüre solcher Produktions-"Geheimnisse" in den Stand gesetzt, dem Autor verstohlen über die Schulter blicken zu können, geht fehl: Was Andreas Okopenko preisgibt aus seinem poetischen Labor, das wählt er gewissentlich aus und bietet es unserer bewussten Wahrnehmung an. Wenn er uns in seine Werkstatt führt, tut er dies weder im Négligé noch im Schlossergewand, sondern er achtet auf ein korrektes Jackett. Somit sind auch wir, als Zeugen, als Leser, aufgefordert, uns auf das, was uns da zu sehen, zu hören und zu lesen überantwortet wird, zu konzentrieren. Und das tut – förmlich – wohl.

Kiel. Ein Spielzeugklavier tickt durch die Skalen einer imaginären Spieluhr, und vom Tonband dröhnt es düster aus von Hand betrommelten Klaviersaiten. Etwas unbehaglich mutet das an für das Wiegenlied, das Tomi Räisänen bei seinem "Dreamgate" im Sinn hatte, nämlich das sanfte Einschlummern eines Kindes ins Reich der Träume. Was die Auslotung neuer Klangsphären betrifft, ist es dennoch das interessanteste Stück, das das Lübecker Ensemble "Neue Musik im Ostseeraum" in Zusammenarbeit mit dem Projekt "chiffren" und der Deutsch-Finnischen Gesellschaft am Freitag in der Landesbibliothek präsentierte.

Der Finne Räisänen, der auch über seine Komposition "Around the circle" bereitwillig Auskunft gibt und dabei allzu naheliegende Assoziationen ans Kreisen mit seinem Klangarrangement für Flöte, Viola und Klavier, das eher spiralförmige Struktur hat, widerlegt, lässt das Stille oft schrill wirken – und umgekehrt. Auch "Saar" ("Insel") für Klarinette und Violine von der Estin Helena Tulve ist klanglich nichts für romantische Robinsons. In das Gehör ebenso konzentrierenden wie verengenden Vierteltonintervallen tastet sich das Stück an ein Zentrum heran, das es doch als Geheimnis unberührt lässt. Mit bewusst schrillen Streicherhöhen arbeitet Tulve sich auch in ihrem Klaviertrio "lumineux/opaque" an diesem geheimnisvollen Mittelpunkt Stille ab.

Juste Janulyte, Litauerin und als 1982 Geborene die jüngste

Komponistin dieses Abends, fordert Klarinette, Violine und Klavier auf: "Let's talk about shadows"! Der monochromen Musik verpflichtet, beleuchtet sie das Changieren von Klangfarben, indem sie das Spiel eines begrenzten Toninventars in lichte und schattige Momente taucht. Verwandt ist ihre Musik damit der viel älteren ihres Landsmanns Osvaldas Balakauskas. Seine 1974 komponierten "Nine springs" (hier in der Fassung für Flöte, Cello und Klavier) erkunden sein System der "Dodekatonik" mit nur neun Tönen, die fast klassisch modern, dabei jedoch verspielt an Volksmusik gemahnend, um die Kontraste von schrill und zart tanzen.

Veijo Meris verträumte und dennoch humorvoll antiromantische Gedichte aus dem Zyklus "Kesä ja talvi" ("Sommer und Winter") vertonte der Deutsche Benjamin Schweitzer ebenfalls klassisch modern, als säßen die Zwölfötter hinter seiner Feder. Eine treffende musikalische Sprache wie auch für Hölderlins spätes und enigmatisches Gedicht "An Zimmern". Im Tübinger Turm sei der Dichter umnachtet gewesen, heißt es. Wie wach er dennoch war, kann man empfinden, wenn Schweitzer den Bariton Dieter Müller bei dem Vers "O Teurer, dir sag ich die Wahrheit" aufschreiben lässt. Ein schriller Schrei aus der Stille.

— snap! —

Hölderlin wieder und die Turmmetapher. Und die des Schreies aus der Stille – und der Stille im Schrei. Braucht das noch ein Gedicht

als Ergänzung?

Ja, die Stille (vor diesem Schuss).

— snip! —

schrille stille

"ist irgend eins, das einer seele g'nüget? ist ein halm, ist eine gereifteste reb' auf erden gewachsen, die ihn nähre?" (friedrich hölderlin / scardanelli)

schon an der mutterbrust war diese stille,

das saugen selbstgefällter existenz.

es war nur eingebor'ner wunsch, nicht wille:

bevor ich was besaß, war's insolvenz.

"ich schrieb, ich schrie", als kind schon buchgestäbe

in einem wort verlierend, zu verziern

noch jeden schrei, auf dass er rasch verwehe.

in schriller stille standen brav die stiere.

wie sie vor roten tüchern blieb ich liegen,

stellte stürm'sche wecker stillend weiter.

im turm steh' ich, wo seine wänd' zerstioben.

dem grab die schrille stille vorzuschreiben,

hab' ich mich aufgemacht zum fortschrittschreiter.

ich bin das schaf, die hirtin zu bewenden.

[Download MP3](#) (1,9 MB)

• von [Jörg Meyer](#) in [podgyr](#)

steine

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:09:01 AM

EINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

TEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

NTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

INTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

EINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

NEINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

RNEINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

ERNEINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

VERNEINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

NVERNEINTEINSTEINSAGTNEINEINSTEINVERNEIN

WEINTEINSTEINVERNEIN

• von [Gerald Koll](#) in [der goldene fisch](#)

||| LITERATUR

- Vom Schreiben lesen. In: [Andreas Okopenko](#), hg. v. Konstanze Fliedl u. Christa Gürtler. Graz, Droschl 2004 (=Dossier 22), S. 195-198 [= Nachdruck NZZ, 19. 7. 2001].
- Andreas Okopenko : [Streichelchaos](#) . [Spontangedichte](#)– Klagenfurt , Ritter 2000
- Andreas Okopenko : [Gesammelte Aufsätze zur Literatur](#) ; Und andere Meinungsausbrüche aus fünf Jahrzehnten .
- [Band 1 : In der Szene](#)– Klagenfurt , Ritter 2000
- [Band 2 : Konfrontationen](#)– Klagenfurt , Ritter 2001

- Andreas Okopenko : [Kindernazi](#)– Klagenfurt , Ritter 1999
- Andreas Okopenko : [Affenzucker](#) . [Lockergedichte](#)– Wien . Deuticke 1999
- Klaus Kastberger (Hg.) : [Andreas Okopenko . Texte und Materialien](#)– Wien , Sonderzahl 1998
- Andreas Okopenko : [Traumberichte](#)– Linz & Wien , Blattwerk, 1998
- Andreas Okopenko & Libraries of the Mind : [ELEX – Der Elektronische Lexikon-Roman](#)
- Andreas Okopenko : [Lexikon einer Sentimentalen Reise zum Exporteurtreffen in Druden](#).(1968) – Deuticke 1996

- Andreas Okopenko : [Meteoriten](#)– Klagenfurt , Ritter 1998
- Andreas Okopenko : [Immer wenn ich heftig regne](#) . [Lockergedichte](#)– Wien , Deuticke 1992

||| RELATED

- [Andreas Okopenko : "Kindernazi" und "Affenzucker – Rezension](#)
- [Andreas Okopenko : Traumberichte | Traumberichte](#)

||| UPDATE

- Anlässlich des Todes von Andreas Okopenko ändert Radio Ö1 sein Programm :
- Tonspuren, Montag , 28.Juni , 21 H: " [In Wahrheit ist es so . Portrait des österreichischen Schriftstellers Andreas Okopenko](#)" von Gerhard Moser und Robert Weichinger ([Live-Stream](#))
- [Nachtbilder](#), Samstag , 3. ., 00:08 H: "Streichelchaos. Spontangedichte von Andreas Okopenko", Gestaltung: Nikolaus Scholz ([Live-Stream](#))

|||

- von [Christiane Zintzen](#) in [in|ad|ae|ql|at](#)

Inhalt 02/2010

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:17:36 AM

Die Lesezeichen-Ausgabe 02/2010 erschien am 20. Juli 2010.

In dieser Ausgabe:

Regale und Pyramiden, frisch geköpfte Erdenbürger, Orson Welles und Frau Merkels Währungsreform, Daisy und Violet Hilton in Manhattan, unerklärliche Kommentare, Fussball und Mao, Piratinnen auf Inseln, die Gestaltung von Rändern, Silberschalen aus Gischt, Kammertöne der Täler, eine Verneinung Einsteins, das offene Herz Jesu und eines ohne Verstand, Andreas Okopenko, ein poetischer Sucher des Fluidums, Frauenfrühstücke in der WG, eine Bitte sich räuspert zu dürfen, abgepeelte Augenfolien uvm.

INHALT:

- [Trost](#) von [Elke Erb](#) in [roughblog](#)
- [neue konkrete poesien](#) von [Anatol](#) in [Visuelle Poesie](#)
- [Howard Koch nach Orson Welles 2010](#) von [Benjamin Stein](#) in [Turmsegler](#)

St. Galler Rheintal

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:09:40 AM

Im St. Galler Rheintal, dem Chancental, das (laut fündig gewordener Köpfe) Chancen auf Leben und Arbeiten zu bieten als seine Kernaussage betrachtet. Das Tal wird dominiert von schlichten langgestreckten kastenförmigen Industriebauten, auch wohnliche Ecken existieren: begrenzt. Altersheime kennzeichnen dann deren Außenkoordinaten, flankiert von im lokalen Währungsklima behutsam heranwachsenden ALDI Suisse-Märkten, jeglicher Hektik bar. Eine Gegend für Köpfe, in denen sich Ideen in die Länge und die Höhe, aber weniger in die Breite ziehen müssen, um zu einer der Gegend (Anzeichen von Wohlstand, gerade so auszuhalten) abgerungenen Zähigkeit als Voraussetzung zur Entfaltung zu gelangen. Der taleigene Grundton, ein bereits mehrfach modernisierter Kammerton A, schwingt in freien Wellenbewegungen von der Autobahn in alle Richtungen und klettert alsbald die Höhenzüge empor. Ich befinde mich auf der Suche nach dem efemereren Melander, jenem (mittlerweile wohl legendär zu

strandgut

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:10:49 AM

an den rändern der insel bewegen wir uns immer wieder gerne. die gezeiten und stürme, der wind und das wasser gestalten die ränder stetig um.

- [avenue of the americas](#) von [Andreas Louis Seyerlein](#) in [particles](#)
- [Die Weissheit ist eine Figur im Schlagschatten des Unerklärlichen.](#) von [Fritz Michel](#) in [taberna kritika](#)
- [Fr. 18.6.10 \(Sa. 19.6.10, 2:50\): Schrilte Stille](#) von [Jörg Meyer](#) in [pödygyr](#)
- [wind](#) von [Sudabeh Mohafez](#) in [zehn zeilen](#)
- [strandgut](#) von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)
- [Meerblau](#) von [Björn Kiehne](#) in [der goldene fisch](#)
- [St. Galler Rheintal](#) von [Stan Lafleur](#) in [rheinsein](#)
- [steine](#) von [Gerald Koll](#) in [der goldene fisch](#)
- [Abgespielt](#) von [Markus A. Hediger](#) in [ocularium](#)
- [M4/P2/](#) von [Marianne Büttiker](#) in [con.tempo](#)
- [Andreas Okopenko 1930 – 2010](#) von [Christiane Zintzen](#) in [in|ad|ae|qu|at](#)
- [Argumente aus Ägypten](#) von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#)
- [Die Sainte Chapelle privat ODER Raffaella aus den Fenstern. Das Reisejournal des 23. Junis 2010: Mittwoch. Mit einer kleinen Erinnerung an die Löwinnenhelix. Les secrets de Paris \(7\). Darin der dritte Teil der Tour d'Argent. von Alban Nikolai Herbst in Die Dschungel. Anderswelt.](#)
- [jäh gehrte u.a.](#) von [Helmut Schulze](#) in [parallalie: 1, 2, 3](#)

nennenden) Rheinfisch, der den Rhein (binnen seiner rund zweijährigen irdischen Existenz, welche vorderhand in eine – bisher kaum dokumentierte – evolutionäre Sackgasse führte) nie zu Gesicht bekam. Hier wurde er erschaffen und in Serie hergestellt. Doch die Melanderfabrik im Oberrieter Industriegebiet scheint wie vom Erdboden verschluckt. Stattdessen finden sich zu codierten Plänen ausgelegte, melander- und axolotlfarbene, von hauchdünnen Säcklein beschwerte Bodenfolien, unter denen (arglos) neue Ungeheuerlichkeiten zu brüten/keimen scheinen. Aus frühjahrsgünen Bünten grübt Wiesenschaumkraut. Manch von den Anwohnern am liebsten ignorierten Rheinzufuß kämpft sich durch den Boden seinem Ziel entgegen. Die meiste Natur scheint auf simpel-seichte Weise geebnet. Es herrscht ein Versuchsklima, kommt es mir vor, das gesamte St. Galler Rheintal liest sich leichtthin/aus der herrschenden Luft gegriffen als experimentelle Biosfäre für ein weitgehend störungsfreies Ableisten von Lebenszeit in einer von der Weltöffentlichkeit nicht übertrieben beachteten Provinz, einem zufällig

nicht zu vergessen, was da vom meer heran oder frei gespült wird, "strandgut" lässt uns in gedanken in andere welten wandern. wir denken uns für alles und jedes eine geschichte aus. heben ab, reisen in andere zeiten und träumen von fremden kulturen.

passenden Platz am Steiß der Schweiz, wo sich dann eben Elektroautos herstellen lassen und Monsterfische, wo die Banken nach emsigen Insekten benamset werden und Schlachtbetriebe „ProRind“, wodurch eine Ästhetik entsteht, die sich jener einer gängigen Schneekugel zuschreiben ließe, welche zugleich als lebenserhaltender Tropf all diejenigen versorgt, die sie mit ihrem Gestaltungswillen so maßgeblich speisen. Das klingt fürchterlich normal und ist es auch, in einem Übermaße, daß einen die Normalität hier anspringen will, kraft allen ihr innewohnenden Wahnsinns, der nichts weiter ist als der Wahnsinn des fallenden Kalenderblatts (darauf ein Sinnspruch, der in sich zerstiebt), das aus dem Augenwinkel verschwindet, während sich vor uns der Alltag aufbaut mit seinem Baseballschläger und uns antreibt zu unsern Verhaltensweisen, kaum getätigt, schon vergessen, falls überhaupt je ernsthaft registriert. (Der Fluß, der alles fortschwemmt, ist an dieser Stelle selbstverständlich ein Kanal.)

- Stan Lafleur in [rheinsein](#)



spätestens, wenn der magen knurrt und wir erschöpft gegen den wind

wind

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:11:18 AM

der erste, den die piratin auf der insel kennenlernt, ist der wind. er reißt ihr fast das rote tuch vom kopf und fegt ihr feinen sand in das eine auge, über dem sie keine klappe trägt. es wäre nicht wirklich falsch zu sagen, daß der wind, als die piratin zum ersten mal auf der insel anlegt, volatet was das zeug hält. beeindruckt stemmt sie sich gegen ihn. du bist ein großer, wunderbarer>wind!, ruft sie ihm zu. dann schaut sie kurz zurück zur euka, die sie am kai zurückgelassen hat, fest vertäut, und sieht sich um. weiter vorn, an einem gebäude, das aussieht wie ein western-saloon, läßt der wind am langen band einen hut für sie flattern. ah, ruft die piratin, danke!, denkt sich, daß, wo ein hut ist, auch einer sein wird, der ihn trägt, und macht sich auf, den besitzer zu finden. der wind aber flaut zufrieden ab und säuselt aufs meer hinaus.

- von [Sudabeh Mohafez](#) in [zehn zeilen](#)

Trost

(litblogs.net » Ausgabe 02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:14:58 AM

Wenn ich so stumpf, fast blind, fast wie hinter allen Wolken, auf dieses Regalbauen hier blicke und wieder vom zweiten bis zum zehnten Mal nicht mehr weiß, was der gleiche nächste Schritt sein wird, Schritt war, habe ich doch im eigenen Blick erquickend das sternichte Erkennen der u r s p r ü n g l i c h e n Pyramidenvolumenberechner, und nur, weil seit ihnen so viel vergangen & aufgehäuft ist, blicke ich stumpf, dumpf, fast blind.

- von [Elke Erb](#) in [roughblog](#)

laufen, hat uns die realität wieder eingeholt.

- von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)



img
welcome
images
london
creative
commons

avenue of the americas

(litblogs.net » Ausgabe
02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:13:03 AM

18. May 2010

[india](#)

~ : louis

to : daisy und violet hilton

subject : AVENUE OF THE AMERICAS

Ich muss Euch nicht erzählen, wo ich mich gerade befinde, liebe Violet, liebe Daisy, ich hör Euere Stimmen, hör wie Ihr scherzt, was macht er nun schon wieder, warum ist er eingeschlafen, das muss ein betäubendes Buch gewesen sein. Nun also bin ich wach geworden. Ich notiere diese Sätze in dem Wissen, dass Ihr lesen werdet, Zeichen für Zeichen, wie in diesem Augenblick erscheint, was ich schreibe. Das Notieren ist so etwas wie das Sichtbarmachen des Denkens, nicht

M4/P2/

(litblogs.net » Ausgabe
02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:07:46 AM

wahr, so könnten wir das vielleicht sagen. > ...

... > Unlängst spazierte ich in Euerer Angelegenheit durch Manhattan. Ich hatte meinen kleinen Fotoapparat in der Hand, stand mitten auf der Avenue of the Americas, um das neue Hippodrom-Gebäude abzulichten. Auch das wisst Ihr natürlich, wie wir dann Richtung Bryant Park spazierten, unser Gespräch über geheime Tentakeln der Bäume, die den Lärm der Stadt aus der Luft zu fangen scheinen. Und mein Begehren, gewiss, ein Eichhörnchen zu fangen, das warme Licht des hupenden Abends, meine Überlegung, wie ich Euch eines Tages einmal persönlich begegnen könnte, und mein Versprechen, ein weiteres Euerer Jugendbilder zu senden. Was Euch nicht bekannt sein wird, weil ich's nur dachte, ich hatte in all den gemeinsamen Stunden eine

minimal-Flugplan- Kunst kommt von Lieben. Mein Herz hat kein Verstand.

• von [Marianne Büttiker](#) in [con.tempo](#)

verwegene Frage in meinem neugierigen Kopf. Nun, es ist kurz nach Mitternacht, werde ich diese Frage für Euch buchstabieren, unsicher ein wenig, was geschehen wird, ob ich Euch nicht zu Nahe komme, so dass Ihr aus meinen Augen verschwinden werdet. Gebt gut acht! Es ist nämlich so, dass ich mich frage, wie auch immer die Räume beschaffen sind, die für Euch ausgedacht, ob Ihr dort Oben für die Ewigkeit noch immer leiblich miteinander verwachsen seid? – Euer Louis, sehr herzlich, wünscht eine gute Nacht!

gesendet am
18.05.2010
0.05 MESZ
1775 zeichen

:
von [Andreas Louis Seyerlein](#)
in [particles](#)



Abgespielt

(litblogs.net » Ausgabe
02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:08:40 AM

Das offene Herz Jesu, auf die Brust geklebt, schimmerte golden. Das lange, lockige Haupthaar war, dem Mittelscheitel entlang, seitwärts hinuntergebürstet. Ein kurzer Bart machte das Kinn markant. So stand er auf der Bühne, die Arme in Liebe ausgebreitet, während hinter ihm der Chor Hymnen sang: "Tritt den Satan, starker Jesu."

• von [Markus A. Hediger](#) in [ocularium](#)



© waldknoten

neue konkrete poesien

(litblogs.net » Ausgabe
02/2010)

Submitted at 7/20/2010 4:14:28 AM

erdenbürger © [anatol knotek](#)

geköpft © [anatol knotek](#)

frisch durchgestrichen © [anatol knotek](#)

• von [Anatol](#) in [Visuelle Poesie](#)

Mystik & Pop Art

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:32:52 AM

© Moran Haynal – Öl auf Leinwand
 ... Da trifft man jemanden seit Jahren beinahe täglich in der Synagoge und weiß nur ganz ungefähr, dass der Andere Künstler ist, aber nicht, was er eigentlich genau treibt. Zeitmangel und tausend brennende Kittel verhindern sogar ein persönliches Gespräch. Eine Schande ist das. Aber heute hat es nun endlich geklappt. Ich habe [Moran Haynal](#) in seiner Münchner Wohnung, die auch sein Atelier und gleichzeitig eine Galerie ist, besucht; und ich war überwältigt.

Moran Haynal stammt aus Ungarn, hat 20 Jahre in Israel gelebt, und ist nun – der Liebe wegen – seit etwa zwei Jahren in München zu Hause. In Israel verdiente er sein Geld nicht nur als freier Künstler, sondern auch als **Gebrauchsgrafiker** (Produktgestaltung) und als **Sofer**. Sofrim sind jene akribischen Schönschreiber, unter deren geduldigen Händen Torah-Rollen, Mesusot und Megillot (Schriftrollen der Propheten- und Schriftenbücher der Bibel) entstehen. Das vermutet man, wenn man ihn zum ersten Mal trifft, eher nicht, denn sein Äußeres entspricht nicht eben der Vorstellung vom ultrafrommen Torah-Schreiber mit wehenden Pajess und in schwarzer Frommenkluft. Stattdessen steht ein zurückhaltender, sofort sympathisch wirkender Herr in Jeanslatzhose vor einem, ergrauter Bart, Turnschuhe mit Totenkopffprint und eine gehäkelten Kippa auf dem grauen zu einem Zopf geflochtenen Haar. Dazu kommt allerlei Silberschmuck an Handgelenk und Fingern. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie irritiert unser Gemeinderabbiner zunächst auf diesen Zugang aus dem Heiligen Land reagiert haben dürfte.

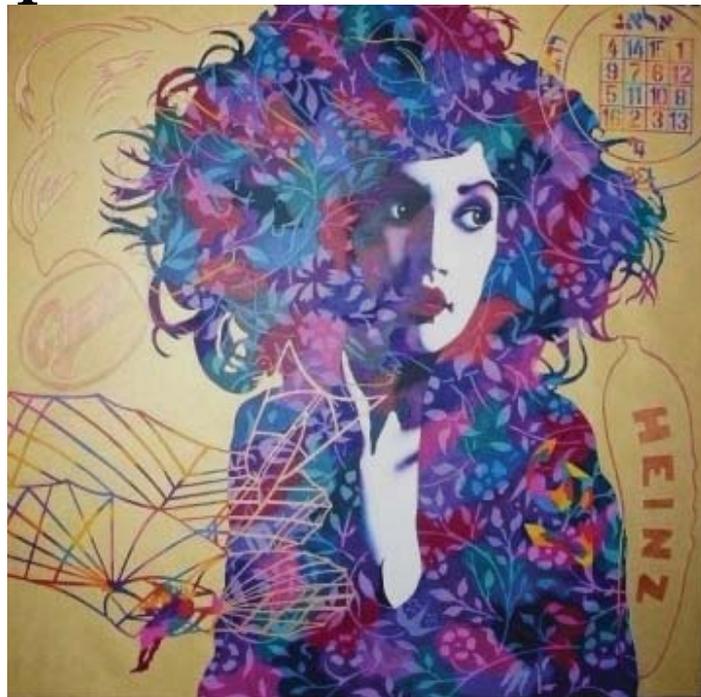
© Moran Haynal – Öl auf Leinwand
 Ich hingegen finde sein Outfit gerade passend für den Spagat zwischen Religiosität und genussvoller Lebensbejahung, ein Spagat wohl, der sich auch in Moran Haynals Bildern ausdrückt. Die nämlich sind alles andere als fromm im herkömmlichen Sinne. Man werfe nur einmal einen Blick auf die präsentierten vier Beispiele aus einer aktuellen Serie des Malers: Frauenporträts mit Jugendstil und Pop-Art-Elementen – eingebettet aber in Schriftzeichen, die dem Eingeweihten schnell als

Untitled

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:37:04 AM

Die Blumen spielen Mathe: die Maßlosigkeit



kabbalistische Ausdeutungen auffallen. Es sind Amulette, Buchstaben- und Zahlenmuster, aber auch Zitate aus dem Talmud, und man kann schwer entscheiden, ob sich die unfromm oder gar nicht bekleideten Porträt-Modelle in der Umgebung der mystischen Zeichen befinden, ob sie aus ihnen aufsteigen, durch sie leben und fliegen – oder aber ob der Künstler die mystische Dimension in der sinnfrohen Weiblichkeit ausmacht. Dann nämlich wäre die Kombination von Mystik und weiblicher Schönheit eine Ode an den Ewigen, ein Dank an die Schönheit der Schöpfung gewissermaßen. Das mögen manche Religiöse als Affront empfinden. Ich finde es ausgesprochen erfrischend.

© Moran Haynal – Öl auf Leinwand
 Die Fotos können leider das ungeheure farbliche Leuchten der Bilder kaum einfangen. Faszinierend ist die Textur des Farbauftrags. Obgleich in Öl gemalt, wirken weite Flächen der Bilder wie aquarelliert und durch den hauchdünnen Farbauftrag gelegentlich wie transparent, so dass verschiedene Schichten – der Bilder wie auch der Bedeutungen – ineinander übergehen, durcheinander hindurchschimmern. Das letzte Bild in diesem Beitrag ist

dieser y-Achse, wie sie ausfranst und lässig die Ebene wechselt. Wie sie blühend vielfach Parabeln antäuscht, und in der Horizontalen dasselbe Spiel.

eine kalligraphische Perle. Auf einer Papierrolle hat Moran Haynal das Hohelied Salomos in der klassischen Megilla-Schrift gestaltet. Jedoch fließt der Text aus dem Frauenporträt heraus, die einzelnen Kapitel des Gesanges wie Wellen von Haar... Über viele Jahre hinweg hat Moran Haynal auch eine vollständige Pessach-Haggadah gestaltet, kalligrafisch und mit Illustrationen. Ich konnte mich gar nicht daran sattsehen.

© Moran Haynal – Öl auf Leinwand
 Jetzt muss ich unbedingt Anna-Patricia Kahn von der Galerie °CLAIR aufmerksam machen. Ich kann nicht fassen, dass Morans Bilder in Deutschland noch nicht ausgestellt wurden.

© Moran Haynal – Das Hohelied Salomos als Kalligraphie-Megilla
 Eine eigene Website hat Moran Haynal derzeit (noch?) nicht, aber Profile bei [grafiker.de](#), [Saatchi](#) und [ning.com](#). Interessenten können ihn über [Facebook](#) oder das [Turmsegler-Kontaktformular](#) kontaktieren. Ich leite Anfragen gern weiter.

• von [Benjamin Stein](#) in [Turmsegler](#)

Zu vernachlässigen: der Negativbereich. Dagegen der Vorhang eine Funktion der Aufmerksamkeit, gefrorene Bewegung. Die von Menschenhand geschaffene

er legt es ein u.a.

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:40:32 AM

1 er legt es ein ...
 er legt es ein
 in sprechenden
 wind
 er führt
 das „bang“
 auf die weide
 und reimt:
 ein klappern
 sich um
 ohren
 wie seide
 wie gang
 wie schnee
 2 fünf hände ...
 fünf hände
 an jeder
 hand
 ersticken
 die welt
 schreiben
 ihr sie zu
 ohne würge-
 male zu
 hinterlassen
 3 in die über- ...
 in die über-
 sprach' wehte ein
 wind
 der sprach zu der
 untersprach' die
 sich wand
 in die augen
 senkte sich die
 stund'
 da wußte was
 er schweigen muß'
 der mund
 in die augen
 hingestirmt ein
 kind

• von [Helmut Schulze](#) in [parallalie: 1, 2, 3](#)

Lücke im Winkel der Stiele, das aufgeladene Schwarz.

• von [Thorsten Krämer](#) in [der goldene fisch](#)

Für Michael Lentz und gegen Dirk von Petersdorff. Paulus Böhmer zu Ehren. „Nach“ dem Hannoverabend des 16. Septembers 2010. Mit Marion Poschmann und Jan Wagner. Nie aber sollst du mich nennen, sowieso: die Dschungelmacht (nicht) nutzen.

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:35:59 AM

Michel Krügers Einleitung „Erwähne mich bitte nie in Der Dschungel“ – wir standen rauchend mit>>>> [Michel Krüger](#) auf der Freitreppe zum>>>> [Künstlerhaus Sophienstraße](#) beisammen; Krüger etwas abseits, da Franka G. und ich so in persönlichem Gespräch begriffen – „nein, auch nicht als F.. Weißt du, ich erinnere mich: vor Jahren, als Gustavson diesen Eheroman herausbrachte, von dem ich ihm noch abgeraten hatte, denn wenn jemand leidet, dann sieht er nicht klar... also damals hat er selbstverständlich auch mich mitverwurstet... alles ganz anonym, ich war einfach nur F.. Doch ein Jahr später kommt ein Patient in meine Praxis, sieht mich nur, geht zwei Schritte zurück und sagt mißtrauisch: „Sie sind doch F., Frau G? Du siehst, sogar Patienten lesen. Nein wirklich, Alban: keine Erwähnung. Dein Dschungel ist ein gefährliches Besteck.“ Weshalb sie Besteck sagte, erkläre ich mir aus ihrer bezahlten Profession. In der Tat finde ich heute morgen>>>> [meinen Text zur Eröffnung des ilb s](#) unter den allerersten Google-Links. Manch einer wird so Die Dschungel nie wieder los, woraus sich dann vielleicht d o c h erklärt, weshalb>>>> [BettyB – meine Stellvertreter-Figur für viele andere, die wirklich sind](#) – so unbedingt anonym bleiben will. Denn manchmal, da hat die Betty recht, n u t z e ich die Dschungelmacht. Zum Beispiel nämlich jetzt:

Spät nachts kam ich>>>> [aus Hannover](#) zurück. Jan Volker Röhnert zwar bot mir an, allerdings zögerlich, mit ihm das Hotelzimmer zu teilen („Bei mir steh eh zwei Betten drin“), doch s o nah sind wir einander nicht; das wußten wir beide. Außerdem war und ist er keine Frau: bei denen stört mich Fremdheit nicht. Im Gegenteil. „Fremdheit macht Erektion“, heißt es in>>>> [MEERE](#); das gilt für Frauen genauso, nur halt mit einem anderen Effekt, wenn auch einem, der aufs selbe hinauswill. Kurz, ich fuhr denn nachts wieder heim. Da hatte ich einen Gedichtband gekauft, spontan, ich konnte nicht anders, nämlich Michael Lentz ens 100 Liebesgedichte,>>>> [bei S. Fischer unter dem Titel „Offene Unruh“ erschienen](#). Michael Braun hat zu ihnen leidenschaftlich geschrieben, was gestern abend>>>> [Martin Rector](#) vortrug, weil Braun krankheitshalber verhindert war. Ich hätte mir gewünscht, daß Michel Krüger, der über Jan Wagner vortrug, die Vorstellung Michael Lentzens übernommen hätte. So nun geriet Lentz in schlechte Gesellschaft. Denn der Kotau, mit dem sich Rector zuvor Petersdorffs betriebsbe-, ja - durch getriebenen Produkten zu Füßen geworfen hatte, war schlichtweg ekelierend gewesen – zumal er darauf enormen rhetorischen Nachdruck verwandte, wiewohl doch allenfalls ein Erstaunen sein kann, daß ein Mann mit einer solchen intellektuellen Karriere solche schlechten Verse verfaßt.



Tatsächlich meidet Petersdorff in seinen „Gedichten“ nicht eine einzige Banalität, ja er gefällt sich und, schlimmer, suhlt uns darin: das gilt für die Formen wie den Inhalt. Wo es hingeht, fleddert er in den letzten Knochen Gernhardts herum, der auch schon lyrisch ein, wenn auch ungewollt, Scharlatan war. Geht es, wie nahezu immer, schlecht, ist Petersdorff kaum mehr als eine Mary Roos der Alltagsgedinge. Das desavouiert die Formen, derer er sich bedient – immer auf das schnellstgefundene Reimwort gehüpft. Zwar ist dies nicht ohne Kunsthandwerk, denn das ist freilich recht toll, wenn selbst die Glätte klappert. „Ein Replikant“, dachte ich aber, „meine Güte: So schreiben Replikanten Gedichte.“ Wo wahres Gefühl wäre zu erwarten, Betroffenheit, jaja: sagen Sie nur „sentimental“ – das heißt doch nicht, das Engagement sei sentimental auch in Worte zu fassen... – kurz: wo L e b e n ein Gedicht beeele, wirkt durch Petersdorffs Verse nichts als M a i n s t r e a m - P r o t h e t i k . Gebrauchsgedichte sind das im besten Fall, die aber, durch Kleist(!)- und Liliencron-Preise, zu Hölderlin hinaufgemetzt worden sind von einem Betrieb, der sich hierin schamloser offenbarte denn je. Unter der plastifizierten Oberfläche schaut Tiefe nicht mal mehr durch. Hier werden gestiegene Brötchenpreise zu Weltschmerz ohne Schmerz, ja Schmerz selber, ganz wie die Liebe, zum Produkt der affirmativsten Melancholie. Die setzt, ganz klar, auf den Ulk. Wäre ich gutwillig, ich s p r ä c h e v o n A b w e h r , Reaktionsbildung nämlich: das Lachen, auf das Petersdorff so ganz erfolgreich abzielt, hat das Niveau eines ins Feinsinnige nobilitierten Schenkelkatschens. Dabei geht der Mann völlig nackt. Neben mir und um mich herum zuckten die, die es wußten. Aber sie schwiegen. Die anderen lachten, wie zu erwarten, denn was des Affen ist, das frißt er. Alleine ich – Leser, ich konnte nicht anders – rief ein „Furchtbar!“ in den Applaus.

So war diese Lesung nicht nur eine Mautschelle ins Gesicht Paulus Böhmers – Rector hatte nämlich gar noch „empfohlen“, an Petersdorff den nächsten Hölty-Preis zu vergeben –, sondern eine Beleidigung der drei anderen Autoren, die das Vorprogramm zur Preisverleihung bestritten: eine Verletzung der sanften, melodiosen Gedichte Jan Wagners, der stillen, ausgesprochen formstrenigen, bisweilen schwebenden Gedichte Marion Poschmanns und – daß der sich nicht

wehrte! – der radikalen und doch gefährdeten Sprache der „100 Liebesgedichte“ von Michael Lentz. Sie waren meine Entdeckung des gestrigen Abends. Sie überführen mich, sie machten mich nervös, sie schossen durch mich hindurch. Lentz weiß um die Öffnung, der er sich aussetzt, jede Zeile ist von einem Schmerz, der andere nachtreten läßt, wenn wer schon fiel. Daher die aggressive, dabei virtuose Vortragsform. Sie ist nicht jedermanns Sache, ganz sicher. Sie fällt einen an. Da hat einer, spürt man, den Sprengsatz bereits um den Bauch. Das interpretiert die Gedichte: schützt sie nämlich. Wie groß, abermals nämlich, dann nämlich mein Erstaunen, als ich sie nachts, auf der Rückfahrt im Zug, alleine für mich las. Welch eine Traurigkeit. Welch eine Verlassenheit. Welch Unglück, das immer noch liebt. Welche Ehrlichkeit dabei, unkorruptierbar auch durch sich selbst. Leser, kaufen Sie sich>>>> [diesen Band](#). Tragen Sie diese Gedichte immer bei sich. Wie ich fortan.

am ende des ganges die tür du stehst gegen die wand und wartest auf wen? durch die tür musst du selbst geh aufrichtig wende den blick nicht ab

deine schritte seien sicher und ruhig hast du die tür erreicht öffne sie dann endlich sage folgende worte: ich liebe dich merkst du dass es keinen boden gibt? und der gang nimmt kein ende* Dann aber Paulus Böhmer. Damen und Herren: ein Größter.

„Du hast ja keine Ahnung, welch einer Kraft es bedurfte, die Leute überhaupt zum Lesen zu bringen.“ Ich schreib nicht, wer das gesagt hat: Solche, die die Abläufe kennen, ahnen es ohnedies, und die sie ahnen, kennen es. Da saß dann der Dichter, grau unterdessen das Haar, fast weiß sogar, vorn in der Reihe, dieser schwergewordene, wuchtige Mann, dessen Lebenswerk – „es ist mir peinlich, wenn jemand von ‚Werk‘ spricht“, sagte er später; ich zuckte zusammen – doch aber ja: Lebens w e r k in der deutschen Lyrik seinesgleichen nicht einmal sucht, es wäre vergeblich – saß dieser Einsame wuchtig da, der über Jahrzehnte den Steinkoloß auf- und immer weiter aufgewuchtet hat – denn Sisyphos’ Elend besteht ja nicht darin, daß der Stein immer wieder zurückrollt, sondern der Hang nimmt kein Ende: der Berg kennt keinen Gipfel; – ... saß da und war fremd. Stieg fremd auf die Bühne, verlegen und fremd, reichte dem

Sparkassenleiter die Hand, dem Oberbürgermeister, und wir spürten: Fremdheit, Fremdheit, Fremdheit. Seltsam: denn aber beglückt. Beglückte Fremdheit. Das war ihm vielleicht das peinlichste, daß er so glücklich war, und er floh mit>>>> [Heusch](#) ins Gedicht – in einen jener unendlichen Kaddishes, von denen>>>> Jan Volker Röhnert, der die kluge Laudatio sprach, nicht zu Unrecht meint, sie seien das Zentrum dieser Dichtung und überschrieben den Tod mit dem Leben, „zumindest für den Zeitraum des Lesens“. Röhnert nannte auch die Bezugsgröße: Homer. Bereits Benjamin habe gefragt, wann denn die Moderne ihre Dichtung des Kataloges bekomme. Nun sei sie, drei Jahrzehnte lang von der literarischen Öffentlichkeit nahezu unbeachtet, entstanden. Denn in der Tat, Böhmer zählt auf, das Nahste, das Fernste, den Geist und den Leib, die Mikroben, den Stoffwechsel: nichts ist profan; alles, seltsam!, wird heilig. Man muß das hören, wie das geht. Wie das konzertiert wird, wie das im Tanz dreht, wie die Verzweiflungen schreien, aber die Zartheiten legen sich drüber, das Zarte-an-sich, das nicht lügt. Wie Inseln der allerkleinsten Traurigkeiten entstehen, aber der Küsse auch, und wie sich wieder die ganze Welt darüberwälzt, Liedhaftes drin, das schon verklingt, wenn es anklingt, und nur bisweilen ein Reim hält es im Gedächtnis. Aber diese Reime sind oft falsch, falsch indes aus Nähe, falsch, um nicht zu lügen, nicht vor die Hunde zu werfen, die Schweine, die in die Perlen nicht fahren sollen. Im Wechselsang trugen die beiden das vor, der Dichter und der Sprecher, dieser ein Tenor, jener im Baß. Ach, wie muß Böhmer gelitten haben gestern abend, als ihm zu Ehren, dem die sogenannte klassische Musik ein Greuel ist, zwei Vertonungen von Hölty-Gedichten schlecht gesungen wurden, peinlich, dieses Outrieren der Sängerin, die ich nicht nenne, peinlich dieses hehre Gesichtsverziehen einer ältlich gewordenen Höheren Tochter, dieses Bedeutungs geschulze, peinlich besonders auch mir, der ich die sogenannte klassische Musik so sehr liebe, daß man dieses Fanny-Hensel-Zeug ausgerechnet diesem Dichter vorgesetzt. Daß er nicht platzte! Daß er nicht höhnte! Daß er nicht wütend den Saal verließ! Hat sich denn keiner darum geschert, w a s wohl des Böhmers Musik sei? M u ß denn der bürgerliche Musenbegehr derart amüslich sich in die Brüste werfen, noch immer? Schon peinlich sowieso, einen auf große Säle getrimmten Sopran, der zumal unsauber an den Tonrändern ist, in einen Kleinkinoraum hineinzutölen. Welch eine Brutalität!

Die wirkliche Musik sangen Böhmer und Heusch. Das, von dem Abend, wird uns, die dabeiwaren, bleiben. Ighino ruft: „Nun sollst du wieder leben – wieder lachen – / Du bist so still – sag, freust du dich denn nicht?“ Und Palestrina antwortet: „Doch, doch, mein Kind – nur, sieh – / Ich freu mich nicht so laut.“ Und er

FÜR page 4



Sie haben eine halbe Stunde

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:33:34 AM

[Mr NO and Mrs MB mahnten an, dass mein Erlebnis im [Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum](#) in der vergangenen Woche, wo mich ein Asiate fotografierte und dann erschröck fortlief, ich erst ungläubig schaute und dann laut lachte, dass dies in eine Geschichte münden müsse. Ich wechsele also ins Märchenfach. Das ist nicht das, was ich mir für meine weitere Entwicklung vorstelle, aber es geschah schließlich nicht irgendo, es geschah in the Grimms!]

Eines Tages, Wu war schon hundert Jahre alt oder noch älter, da erzählte er, wie er vor langer Zeit nach Europa gefahren war. Er war noch jung damals. Er hatte keine Kinder und er wollte einmal nach Europa bevor er starb. Was willst du denn in Europa?, fragten die Leute. Aber das wusste Wu nicht genau. Als er fünfzig war, spürte er, dass es soweit war. Lange hatte es so ausgesehen, als spiele es keine Rolle, ob er jetzt führe oder später. Mit einem Mal drängte dann die Zeit. Eilig packte er seine Habseligkeiten zusammen. Dann saß er tagelang auf seiner Tasche. Er konnte ja nicht einfach losgehen, wie er das gewohnt war. Er musste auf den Bus warten, der ihn die Stadt brachte. Von dort würde er mit einem Flugzeug fliegen.

Drei Wochen blieb Wu in Europa. Als er zurück kam und aus dem Bus ausstieg, erkannte man ihn kaum wieder. Schwarzhaarig wie er immer gewesen war, hatte er in den Wochen seiner Abwesenheit graues Haar bekommen. Auf seinem Antlitz lag etwas Rätselhaftes. Wie war es in

Europa?, fragten ihn die Leute. Was hast du erlebt? Aber Wu antwortete nicht. Er sprach von da an nur noch das Nötigste. Er aß, er trank und er bestellte sein Feld. Er fütterte die Ziegen und die Hühner. In seiner freien Zeit aber saß er vor seinem Häuschen und schaute in die Ferne. Das ist der Vorbote des Todes, sagten die Leute. Zuerst sprachen sie nur hinter seinem Rücken, dass er es nicht hörte. Dann wurden sie mutiger und sagten es auch in seiner Nähe. Schließlich sagten sie es ihm direkt ins Gesicht. So vergingen die Jahre. Die Leute in seinem Alter starben. Es starben auch Jüngere. Wu aber starb nicht.

Die jungen Leute wohnten inzwischen in der Stadt, sie fuhren Auto und schauten fern und telefonierten den halben Tag. Am Wochenende kamen sie zu Besuch. Sie sahen Wu vor seiner Hütte sitzen, eine Schale Tee zwischen den Fingern. Sie erinnerten sich daran, dass Wu in Europa gewesen war und danach das Reden eingestellt hatte. Zehn oder zwanzig Jahren ist das her. Oder noch länger. Unendlich lange. Wu war uralte. Manche kannten sein Schicksal nur aus den Erzählungen der Eltern. Wu hatte schon vor seiner Hütte gegessen, als sie noch nicht geboren waren. Solange sie denken konnten, saß Wu schon dort. Erzähl uns, was du in Europa erlebt hast, hatten sie ihn als Kinder gebeten. Wu aber schaute an ihnen vorbei in die Ferne. Später forderten sie ihn jedes Wochenende auf, zu erzählen. Aber sie glaubten nicht daran, dass er, der schon immer alt und grau gewesen war, der vielleicht so auf die Welt gekommen war, den Mund aufmachen würde.

Eines Tages, als man ihn zum

hundertsten oder tausendsten Mal gebeten hatte, schaute er die Leute an als sähe er sie zum ersten Mal und als hörte er auch ihre Fragen zum ersten Mal. Sie haben eine halbe Stunde, sagte er. Ein halbe Stunde?, fragten sie Wu. Man hat für alles eine halbe Stunde, nicht mehr und nicht weniger. Die Leute wussten nicht, was sie mehr verwundern sollte, dass Wu wieder sprach oder dass er in Rätseln sprach. Als sie am kommenden Wochenende wieder zu Besuch waren, da erzählte Wu, ohne dass sie ihn auffordern mussten. Man hatte eine halbe Stunde. Für Westminster Abbey und die Tate Modern in London, das Louvre und für Sacré-Cœur in Paris, für das Prado in Madrid und Guggenheim in Bilbao, das Nationale Kunstmuseum und den Regierungspalast in Bukarest, den Reichstag und Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum in Berlin. Jedes Mal sagte der Reisebegleiter, Sie haben eine halbe Stunde. Wer weiß, was nach dieser Zeitspanne passiert. Vielleicht darf man diese Grenze in Europa nicht ungestraft überschreiten.

Das sind seltsame Menschen, sagten seine Mitreisenden, die schon einmal in Europa gewesen waren. Man kann sie vom Äußeren kaum unterscheiden und sie starren einen an. Wu war ein wenig besorgt. Da alle anderen eine Kamera hatten, kaufte auch er einen solchen Apparat. Wer weiß, wozu das gut ist, sagte er sich. Er hatte noch nie eine Kamera besessen. Es war ein billiges Modell, eine Einmalkamera. Sie hatte nur einen einzigen Knopf, auf den man drücken musste, wenn man ein Foto machen wollte. Das konnte man fünfzig Mal tun. Dann war sie voll und man schickte sie ein und bekam die Bilder zurück. Wu

trug die Kamera immer mit sich herum, aber er benutzte sie nicht. Er wusste nicht genau, ob er ein Foto machen wollte.

Eine halbe Stunde hatten sie auch in Berlin, erst im Reichstag und dann im Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum. Das ist eine Bibliothek, fast weiß, sehr gerade Formen, schmale Fenster, bis unter das Dach vollgestellt mit Büchern. Der Führer sagte in paar Worte zu den beiden Brüdern, die der Bibliothek den Namen gaben. Sie hatten Worte gesammelt und alte Geschichten, Mythen und Märchen. Danach wurde die obligatorische halbe Stunde angekündigt. Wu konnte sich nicht erinnern, warum die beiden andern, mit denen er bisher zusammen gewesen war, in Berlin nicht dabei waren. Jedenfalls zog er in der Bibliothek alleine los.

Vielleicht war Wu in Gedanken gewesen. Vielleicht hatte er Hunger oder Durst gehabt, er geriet jedenfalls zwischen die Regalreihen. Wenn er am Ende einer dieser Regale angekommen war, drehte er sich um und ging den nächsten Gang entlang. Er ging Treppen hoch, Stockwerk um Stockwerk stieg er immer höher und höher, aber wohin er auch kam, es sah überall gleich aus. Regale bis ans Ende des Horizontes. Wu fühlte sich einsam. Er hatte schon lange keinen Menschen mehr gesehen. Er vernahm ein Brummen, aber er konnte nicht sagen, woher es kam. Er geriet immer tiefer hinein in den Raum und immer tiefer in die Zeit. Es wurde dunkler, die Regale rückten enger aneinander, sie bogen sich über ihm zusammen. Wu fand das unheimlich. Nach jedem Regal, wendete er sich erneut und kam wieder in einen anderen Gang,

Fr, 6.8.10 (Sa, 7.8.10, 5:14): Gegendämm[er]ung

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:41:29 AM

Text von heute journalistisch, ...
— snip! —

Nachhall von Zeiten, Räumen und
Textklängen

Die Ensembles reflexion K und
voces verbunden in der Nikolaikirche
alte mit Neuer Musik.

Eckernförde. Es war "ein sich anders
in die Leere Sagen", wie es der
Lyriker Raoul Schrott einmal nannte,
als Guillaume de Machaut um 1360
die erste vierstimmige Messe schrieb
und damit nicht nur die
Mehrstimmigkeit, sondern auch die
Gestaltung des Raums durch Klang
zum Kompositionsprinzip erhob.
Vom Papst mit einem Bann versehen
und unverstanden war diese "Ars
nova" zunächst – ein Schicksal, das
die Neue Musik mit dieser alten
lange teilte. Aber nicht nur deshalb
stellten das Eckernförder ensemble
reflexion K und das Berliner
ensemble voces in der Nikolaikirche
unter dem

Konzertmotto "Gegendämmerung"
Machauts richtungweisendes Werk
vier des Eckernförder Komponisten
Gerald Eckert gegenüber.

Machauts "Messe de Nostre Dame"
klingt rund 650 Jahre nach ihrem
Entstehen eigentümlich modern,
gerade wenn das ensemble voces die
einzelnen Sätze zwischen Eckerts
Kompositionen präsentiert. Machaut
wie Eckert erweisen sich als
"Echolote", die die musikalischen

Parameter Zeit und (Raum-) Klang
neu "eichen". In der rein
elektronischen Komposition "Aux
mains de l'espace" ("in der Hand des
Raums") ist diese Neuverortung
sogar programmatischer Titel. Eckert
komponiert hier nicht mit den
Klangereignissen an sich, sondern nur
mit deren Nachhall, also ihrer
zeitlich verschobenen
Wechselwirkung mit dem Raum.
Auch in "Nen VII", konfrontiert er den
auf Tonband aufgenommenen und
elektronisch verfremdeten Nachhall
von Flöte und Cello mit deren Live-
Klängen, welche Kombination sich
wiederum mit dem Raumhall der
Nikolaikirche überlagert. Solche in
einander verschränkten Klangebenen
sind typisch für Eckerts Musik und
finden sich in hier möglichen
direkten Vergleich mit Machaut auch
schon bei letzterem.

Eine weitere Gemeinsamkeit, die
sich über die Jahrhunderte hinweg
spinnt, wird in Eckerts "Annäherung
an Petrarca" und "Gegendämmerung"
deutlich, in denen auch die
menschliche Stimme eine Klangrolle
spielt. Machaut machte in seiner
Messe den Text zum Klang, indem er
ihn über weit gespannte Melismen
(ein Silbe erstreckt sich über viele
Töne) dehnte. Die Musik fügt sich so
in die "Löcher", die Leerstellen, die
der Text (zu-) lässt. Genauso bei
Eckert, der Raoul Schrotts
Gedicht "Physikalische Optik V"
in "Gegendämmerung" eben nicht
vertont, sondern es fragmentiert und
so den Sinn in etwas sinnlich

Wahrnehmbares transformiert. Was
schon bei Machaut "unerhört" im
doppelten Wortsinne war, ist so
heute ein Hall, der die Texte mit
Klang und damit neuem Sinn füllt.
— snap! —

... lyrisch ...

— snip! —

gegendämm[er]ung
ein and'res in die welt mich
fragensagen:

dass ich als nicht und wicht und
schüchtern licht

würd' alle fensterstürze mutig
wagen,

damit ich nicht, was alte kunst uns
spricht.

die welt steht kopf, nur wenn wir sie
ertragen:

symbol und all das freche
metaphoren

den unvergessenen ins grab
geschlagen,

auf dass sie sich erst und dann uns
verloren.

das rad steht stiller als das kyrie
der plattitüde aller nacht geweihten.

aus sommers fernem schreit die furie,
was sie gesetzt zu früh in lieb' der
leiden.

ich dämm' sie ein, den fluss, das
meer, die seen,

und träume mich, zu singen solchen
feen.

— snap! —

... und filmisch:

• von [Jörg Meyer](#) in [pödygr](#)

von [Markus A. Hediger](#) in [ocularium](#)

• [A Poem A Day – Laura Riding /
THE ROUGH HOLDERHOUSE](#) von
[Laura Riding](#) in [roughblog](#)

• [Alexander Tschäppät von Rittiner
& Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)

• [Protokolltext 16. 9. 2010 von
Christiane Zintzen](#) in [in|ad|ae|qu|at](#)

• [F13/M12/O9 von Marianne
Büttiker](#) in [con.tempo](#)

• [er legt es ein u.a.](#) von [Helmut
Schulze](#) in [parallalie: 1, 2, 3](#)

• [Ad Küha uf Sassförlke von Stan
Lafleur](#) in [rheinsein](#)

• [Fr, 6.8.10 \(Sa, 7.8.10, 5:14\):
Gegendämm\[er\]ung](#) von [Jörg Meyer](#)
in [pödygr](#)

[Seyerlein](#) in [particles](#)

• [Poesiefestival Konstanz von
Matthias Kehle](#) in [Matthias Kehles
Lyrik-Blog](#)

• [Für Michael Lentz und gegen Dirk
von Petersdorff. Paulus Böhmer zu
Ehren. „Nach“ dem Hannoverabend
des 16. Septembers 2010. Mit Marion
Poschmann und Jan Wagner. Nie aber
sollst du mich nennen, sowieso: die
Dschungelmacht \(nicht\) nutzen. von
Alban Nikolai Herbst in Die
Dschungel. Anderswelt.](#)

• [TCT-H \(R\): H03 von Hartmut
Abendschein](#) in [taberna kritika](#)

• [Untitled von Thorsten Krämer in
der goldene fisch](#)

• [LÖSUNG AUF DEM FLUSS
KIANG von Norbert Lange in der
goldene fisch](#)

• [Die Wiederbelebung der
unendlichen Semiose \(II, XIII, XXI\)](#)

• von [Alban Nikolai Herbst](#) in [Die](#)

SIE

continued from page 3

der in die Tiefe führte und an dessen
Ende er wenden musste. Er vergaß
alles um sich herum. Er ging nur noch
die Regale entlang, wendete am Ende
und ging den nächsten Gang. Es
wurde immer dunkler, aber Wu
bemerkte das nicht. Und dann schrie
er mit einem Mal in höchster Angst
auf. Er hielt sich dich Kamera zum
Schutz vor das Gesicht und drückte
ab. Dann schrie er noch einmal und
rannte um sein Leben.

Wu konnte sich nicht erinnern, wie
er aus dem Gebäude
herausgekommen war. Er konnte sich
auch nicht an die Tage danach
erinnern, an das restliche Europa. Er
zog sich auf sein Zimmer zurück. Er
sprach nicht mehr. Als seine
Reisebegleiter sich nach ihm
erkundigten, ließ er ausrichten, er
fühle sich nicht wohl. Man solle sich
keine Sorgen machen. Auf dem Flug
war er in sich gekehrt. Er vergaß, sich
von seinen Reisebegleitern zu
verabschieden. Im Bus, der ihn in
sein Dorf zurückbrachte, separierte er
sich von den anderen. Als er ausstieg,
sahen die Leute ihn besorgt an. Er
reagierte nicht auf die Fragen, die sie
ihm stellten. Er kümmerte sich um
sein Haus und sein Feld und sein
Vieh. Er würde alt werden. Er würde
alt werden und immer älter, hundert
oder tausend Jahre alt. Aber er würde
nicht sterben.

In ein paar Jahren, sagte er sich,
wollte er noch einmal fahren. Er hatte
es nicht eilig. Er wollte noch einmal
nach Europa fahren, noch einmal
dieselbe Reise. In Berlin würde er das
Grimm-Zentrum besuchen und die
Führung mitmachen. Dann käme
dieser unverständliche europäische
Ritus, Sie haben eine halbe Stunde,
und Wu würde alleine losziehen. Er
würde in die Tiefen dieses Gebäudes
eindringen, er würde durch die
Regale irren, immer tiefer und tiefer
hinein in den Raum und in die Zeit,
und ganz am Ende würde sie vor ihm
stehen, diese große rothaarige
Erscheinung, sie würde Feuer speien
und lachen. Vielleicht würde sie ihn
verschlingen.

Solange dieser europäische Drache
mit ihren feuerroten Haaren und ihren
glühenden Augen auf ihn wartete,
solange würde er nicht sterben. Wu
strich mit seinen Fingern über das
Foto, das er damals gemacht hatte.
Das einzige Foto in dem Apparat. Er
hatte nur einen Abzug anfertigen
lassen, weil er der Meinung war, dass
mit jedem weiteren die Erinnerung
verblasse. Und das wollte Wu nicht.
Wenn auch nicht jede Zeile gleich
erhellte:

geschehn aus unablässigem
Bestreben.

Aléa hat's hierher gestellt,
und zwar soeben.

• von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#)

Inhalt 03/2010

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:42:59 AM

Die Lesezeichen-Ausgabe 03/2010
erschien am 12. Oktober 2010.

In dieser Ausgabe:

Bilder von Moran Haynal, Wus
Reise nach Europa, Illusionen,
Papiere von Seide, ein Fest der
Poeten, zum Hölty-Preis für Lyrik,
The Chomskytrees-Haiku (Rhizome),
Mathematik mit Blumen, Ezra Pound
und Rihaku, auflaufende Metaphern,
eine bittere Liebe, der Stadtpräsident
von Bern, die schlaffe Seele des
Leders, die stillen Stellen des
Archivs, Über- und Untersprachen,
roströte Räusche, Gerald Eckert und
Machaut uvm.

INHALT:

• [Mystik & Pop Art](#) von [Benjamin
Stein](#) in [Turmseglar](#)

• [Sie haben eine halbe Stunde](#) von
[Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#)

• [illusion](#) von [Anatol](#) in [Visuelle
Poesie](#)

• [subway](#) von [Andreas Louis](#)

FÜR

continued from page 2

schickt den Bub auf die feiernden
Straßen.

[Dschungel. Anderswelt.](#)

Poesiefestival Konstanz

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:35:27 AM

In Konstanz wird in diesem Jahr ein großes Poesiefestival stattfinden – mit Lyrikern, die man gerne und oft hört, mit Dichtern, die man gerne hören wird, die aber nur selten eingeladen werden und mit vielen Überraschungen. Auf der Konstanzer Website ist folgendes zu lesen (demnächst mehr!):

Dichter dran! Auf den Versen junger Lyrik

Die Baden-Württembergischen Literaturtage 2009 haben gezeigt, welche Bedeutung die Literatur für die Konstanzer und die Menschen aus der Region hat: 18.000 Besucher erlebten die Literaturtage. Eine Erfolgsgeschichte.

Mit dem 1. Konstanzer Poesiefestival, das vom 19. bis zum 24. November 2010 veranstaltet wird,

will das Kulturbüro der Stadt Konstanz an diesen Erfolg anknüpfen. Literatur soll nachhaltig unterstützt und gefördert werden. Den Literatur und Lyrik begeisterten Menschen will das Kulturbüro weiterhin die Möglichkeit geben, sich einzulassen und zu genießen. Und nicht zuletzt soll das Poesiefestival auch ein Fest der Poeten sein, das Austausch und Inspiration ermöglicht.

Das Festival will insbesondere Junge Menschen begeistern – denn Sprache und Ausdruck sind ein Schatz für die Zukunft. Um ein junges Publikum zu erreichen, setzt das Poesiefestival auf Lyrik, die an der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen ansetzt: frisch muss sie daher sein, vielleicht sogar laut; sie muss Grenzen austesten; und sie muss amüsieren und unterhalten. Daher werden vor allem junge Poetinnen und Poeten zum Poesiefestival eingeladen.

Alters- und themenübergreifend zeigt sich das Rahmenprogramm: Neben Lesungen und Workshops werden auch Schreibwettbewerbe stattfinden. Das Programm entsteht in Zusammenarbeit mit einem Fachbeirat, dem unter anderen die Lyriker Claudia Gabler und Matthias Kehle angehören; beide sind im Vorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg.

Das Programm erscheint am 1. Oktober. Zeitgleich startet der Kartenvorverkauf.

Weitere Informationen Kulturbüro Konstanz Wessenbergstr. 39 78462 Konstanz Tel: 07531 / 900 900 kulturbuero@stadt.konstanz.de • von [Matthias Kehle](#) in [Matthias Kehles Lyrik-Blog](#)

TCT-H (R): H03

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:36:33 AM

The Chomskytreet-Haiku (Rhizome):

[Exposé / Paper](#)
[Szene 1](#)
[Szene 2](#)

...
Online-Doku 2010ff.: <http://tcthr.etcbooks.com/>
• von [Hartmut Abendschein](#) in [taberna kritika](#)

Ad Küha uf Sassföckle

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:40:58 AM

o Kühe, rehägige, taumelkrauthighe, euterpralle dem Himmel so nah! dem Himmel einschwebende:

Angela, Afra, Anja, Rosi, Streusel! s wuseln Molche in euren feuchten Hufabdrücken, die ihr hinterließ dieweil ihr entschwebt, Molche & Alpensalamander zu Füßen eures eleganten Tritts: der Almrausch

roströt! euer Glocken! den himmelblauen Himmel

zu rocken, Blick auf Fleischberge, die ihr hinterließ ein großes Reich im Kleinen. im Großen. noch seid ihr geerdet, herdet in ezianischem Blaulicht, stellt euch für Fotos in Posen; seid so verdammt bodenständig, daß mans garnicht glauben kann. s rocken nur die Engel droben, Kühe, scheckige, merckts euch mit euren Rehaugen merkt euch auch das Wort Metzger

• von [Stan Lafleur](#) in [rheinsein](#)

subway

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:34:51 AM

[sierra](#): 22.01 – Immer wieder der Eindruck, Menschen würden mittels raschelnder Zeitungen in U-Bahnwagons miteinander sprechen. Eine Weile ist Ruhe, aber dann blättert jemand eine Seite um, und

schon knistert der Zug in einer Weise fort, dass man meinen möchte, die Papiere selbst wären am Leben und würden die Lesenden bewegen. Einmal habe ich mir Zeitungspapiere von besonderer Substanz vorgestellt, Papiere von Seide zum Beispiel, geschmeidige Wesen, so dass keinerlei Geräusch von ihnen ausgehen würde, sobald man sie



berührte. Eigentümliche Stille verbreitete sich sofort, Leere, ein Sog,

LÖSUNG AUF DEM FLUSS KIANG

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:37:32 AM

Ko-jin fährt westlich ab Ko-kaku-ro, Die Rauch-Blüten verschmieren darüber den Fluss. Sein Segelboot bekleckst den

eine Wahrnehmung gegen jede Erfahrung.- stop. / dezemberclone 2007

• von [Andreas Louis Seyerlein](#) in [particles](#)

Die Wiederbelebung der unendlichen Semiose (II, XIII, XXI)

(litblogs.net » Ausgabe 03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:37:59 AM

Bildlich gesprochen. [WduS II]
1. Sie beschrieb es ihm, er malte es sich aus.

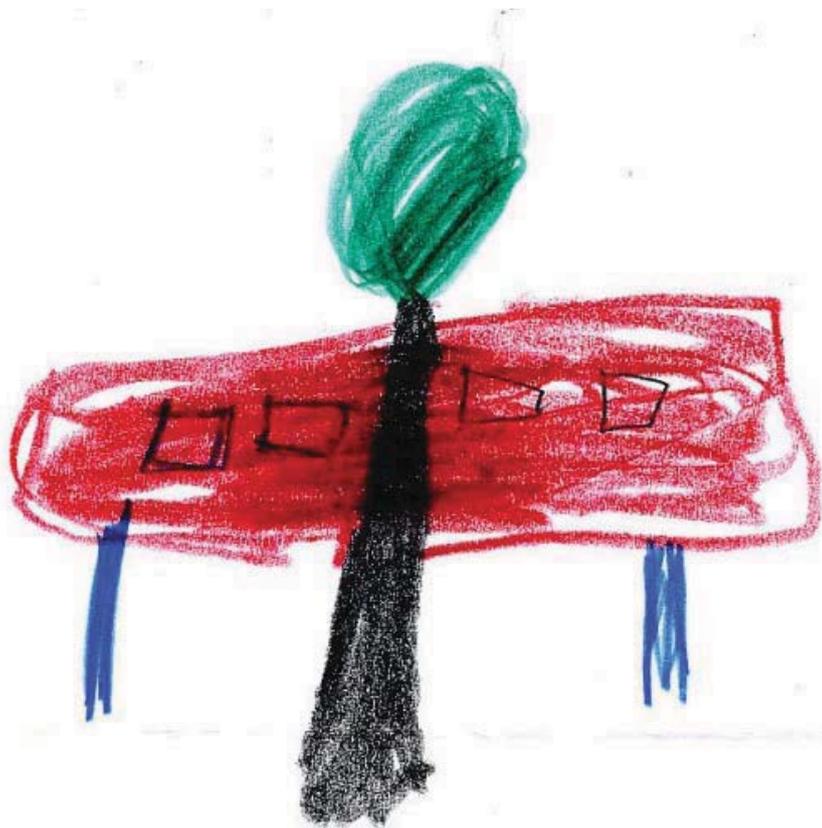
2. Bildlich gesprochen: Die Mutter aller Metaphern.

[[Die Wiederbelebung der unendlichen Semiose](#). Ich suche auch

Metaphern, die in wissenschaftlichen Publikationen breite Verwendung finden. Vorschläge werden dankend entgegengenommen.]

Psychisches Wrack. [WduS XIII]
Sie haben ihn auflaufen lassen.
Wenn Träume sich in Luft auflösen. [WduS XXI]
Einatmen.

• von [Markus A. Hediger](#) in [ocularium](#)



F13/M12/O9

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:40:01 AM

minimal-Oktave- Wie leise du aus den Träumen gingst, heute Morgen, während ich unser Archiv zurückblätterte, die stillen Stellen.

• von [Marianne Büttiker](#) in [con.tempo](#)

A Poem A Day – Laura Riding / THE ROUGH HOLDERHOUSE

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:38:29 AM

Die Welt und Ich
Das ist nicht ganz, was ich meine
Viel mehr als die Sonne ist Sonne.
Doch wie lässt sich das genauer
deuten
Wenn die Sonne nur beizeiten
scheint?

Was für eine Welt aus
Unbeholfenheit!
Wie viele feindliche Sinn-Einlagen!
Womöglich ist das einem Sinn so
nah
Wie Wissen womöglich seinem
Entstehen.

Ansonsten müssen, denke ich, die
Welt
Und ich, fremd miteinander, leben,
sterben –

Eine bittere Liebe, jeder im Zweifel,
ob

Das jemals Thema war: den andern
lieben.

Nein, besser sind sich beide beinah
sicher

Jeder für sich – genau dort, wo
Genau Ich und genau die Welt
Einander nicht begegnen, um ein
Haar, ein Wort.

The World and I
This is not exactly what I mean
Any more than the sun is the sun,
But how to mean more closely
If the sun shines but approximately?

What a world of awkwardness!
What hostile implements of sense!
Perhaps this is as close a meaning
As perhaps becomes such knowing.
Else I think the world and I
Must live together as strangers and

die–

A sour love, each doubtful whether
Was ever a thing to love the other.
No, better for both to be nearly sure
Each of each—exactly where
Exactly I and exactly the world
Fail to meet by a moment, and a
word.

Ausgesucht und übersetzt von
Christian Filips

Eine Auswahl von weiteren
Gedichten der Anti-Dichterin und
„weißen Göttin“ [Laura Riding](#)
erscheint demnächst im roughbook
013, RIDING & PARA-RIDING.
[THE ROUGH HOLDERHOUSE](#)

• von [Laura Riding](#) in [roughblog](#)



Protokolltext 16. 9. 2010

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:39:29 AM

Tags: [Fussball](#), [Hermes Baby](#),
[Protokoll](#), [Seele](#)

|||

• von [Christiane Zintzen](#) in
[in|ad|ae|qu|at](#)

Alexander Tschäppät

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:38:59 AM

eine [handvoll kunst](#), rednerinnen,
besucherinnen und und... wir sind
uns auf der "stadt bern" nie sicher ob
und was hier kunst ist oder nicht.

illusion

(litblogs.net » Ausgabe
03/2010)

Submitted at 10/12/2010 1:34:14 AM

so sind wir auch nicht in der stadt,
treffen dann aber auf den
[stadtpräsidenten](#) der zunächst trefflich
über kunst referiert und dann eine
längere vortrag über ein [gartentor](#)
zum besten gibt. schiff? stadt?
gartentor? kunst? ausstellung?
installation? treffen einen [galeristen](#),



eine besetzte kajüte...
also wir sind ein wenig verwirrt, aber

• von [Anatol](#) in [Visuelle Poesie](#)



illusion © [anatol knotek](#)

hoffen natürlich den dingen auf der
"stadt bern" noch auf die spur zu
kommen.

• von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch
isla volante](#)

WER SPRICHT? MELUSINE, ARMGARD UND ICH

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 3:01:11 AM

“Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Besten, was Sie hier haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufgeschlagen werden sollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einblicken in das, was sich verbirgt, erschreckt mich. Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das werdende, denn eben dies werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.”

Melusine Barby-Ghiberti in Theodor Fontanes “Der Stechlin”

Autorschaft im literarischen Blog Melusine bin ich nicht. Den Namen der Gräfin Barby-Ghiberti, die Theodor Fontane sich erfand, habe ich mir vom Stechlinsee geborgt, an dem ich im Sommer 2009 stand und meinte, der spräche zu mir, werde für mich lebendig, nicht für die Ereignisse draußen in der Welt, für kein Rumoren von historischer Bedeutung, sondern allein für mich in meiner Verzweigung über den scheinbar endgültigen Stillstand, ein Fortleben auf die geglückte und vergedete Weise. Daraus rüttelte der See in seiner stillen Schönheit mich auf. Das brauchte es wohl, diese provinzielle Verwunschenheit, um mich im Inneren zu berühren. Auf dem Heimweg von dort entstand die Konstruktion einer Roman-Erzählung: das töricht-frivole [Melusinen-Alter Ego](#), [Mutter-Drachin](#) eigentlich, doch von Fontane verwandelt in eine jungfräuliche Witwe, Armgard/Anne, die Andere, die sich einfügt ins reproduzierende Leben, treu, häuslich und geborgen, das Doppelgesicht einer Frau, die sich verleugnet und belügt, und dazu die Stimmen der Männer, die der See kennt und spricht. Eine [Ehe-Geschichte](#), ein historischer Roman ins neue Deutschland, zurück geschrieben dahin, woher wir kamen. Wir? Ich ahnte in den kommenden Wochen, wie gefährlich nah mir dies Erzählen rücken würde.

So jedenfalls fing das an. Wenige Wochen zuvor hatte ich mir das

MacBook gekauft. Es brauchte noch einige Zeit, in der das in mir wühlte, lange Spaziergänge, bei denen im Kopf Anfangssätze entstanden. Schließlich traf ich den [BoyChildMan](#), einen jungen Mann, der anders, aber gleichermaßen tief verzweifelt war. Ich fühlte mich verstanden, was eine Illusion war und entzündete – wie Raketen und Wunden. Erst danach begann ich aufzuschreiben. Ich wagte nicht, das abzuspeichern auf der Festplatte, so entblößend schien mir, was ich da schrieb. Das war ich nicht und sollte auch keiner das glauben, der auf meinem Mac stöberte. So richtete ich mir ein Blog ein: „[MelusinefeaturingArmgard](#)“. Das war im Januar 2010 und einen zweiten „Aus dem Gleis“ (So hießen die „[Gleisbauarbeiten](#)“ zuerst). Im Februar stellte ich die ersten Texte ein. Eine googlemail-Adresse mit geheimem Passwort, mein Facebook-Account, ein Keyword, um den Mac hochzufahren. Mein Doppelleben begann. Keinen der Texte, die ich zu Anfang schrieb, speicherte ich auf der Festplatte oder einem Stick. Alles war nur im Netz. Das bin ich gar nicht. Das ist der Avatar: Melusine/Armgard.

Zu Anfang richtete sich mein Schreiben nicht an Leser:innen. Ich wählte das Netz, um mich zu verstecken. Das Netz als Meer, in dem keiner mich erkennen und finden konnte. Aber: Ist das wirklich wahr? Wer machte sich öffentlich? Wer verschwand? Melusine. Ich verwendete den Namen, den ich mir für die Erzählung angeeignet hatte, als Kommentatorin im [Blog von Alban Nikolai Herbst](#). Der antwortete darauf, weil er sich gekränkt fühlte durch das Wort „Verrat“. Ein Briefwechsel begann, durch den meine Melusinen-Existenz im Netz lebendig wurde ([Teil 1](#), [2](#), [3](#)). Wer sprach in diesen Briefen? „Ich“ und Sprech-Figur “Melusine” begannen sich zu überschneiden. Dennoch blieb mir – oder bildete ich mir ein – die Melusine fiktiv und der Autor, der mit ihr schrieb, ebenfalls.

Das war ein Missverständnis. Ich lernte dazu. Der Avatar im Netz und „Ich“, die Andere, die sich in die Finger schneidet, sind nicht identisch, aber sie hängen aneinander wie

Siamesische Zwillinge. Was die Melusine erlebt, kann „die Andere“ zittern lassen und umgekehrt. In meinem Fall wurden die Verhältnisse kompliziert. „Ich“ war fünf (und mehr): Melusine B (die Kommentatorin), Melusine und Armgard Barby (die Erzählerinnen des Romans), das „Ich“ der [Tagebuch-Einträge](#), der „[Auto.Logik.Lüge.Libido](#)“-Geschichten und „Ich“/J.S.P., die in der Nähe von Frankfurt lebt mit ihrer Familie, berufstätig ist, Indie Pop hört und am liebsten Röcke trägt. Multiple Persönlichkeitsspaltung ist eine Krankheit. Nähe und Ferne, Authentizität und Fiktionalität, Sein und Schein – alles Lüge?

Noch einmal: Wer macht sich öffentlich? Ich. Was ich von mir zeige, bin ich (nicht). Es ist, was ich von mir zeigen kann und will (und mehr: was eine/r daraus liest). Es ist eine Form der Selbstdarstellung und zugleich der Selbst-Entäußerung. Ich ist eine Andere. Das ist nicht neu. Dem „literarischen Ich“ ist die „spezifische Dialektik von Innerlichkeit und Öffentlichkeit“ (Habermas) [spiegelverkehrt](#) eingeschrieben. Das Recht auf Privatsphäre, das der Bürger sich öffentlich erkämpfte, wendete der Literat in das Recht auf Veröffentlichung der Intimität. Und umgekehrt: Wo der Bürger öffentlich als er selbst für seine Rechte kämpfte, veröffentlichte sich der Literat als ein Anderer. Das war und blieb ein Paradox: die Identität ohne Passport, das „Ich“ ohne feste Adresse, die kontrafaktische künstlerische Schöpfung bestand auf dem Anspruch wirklicher als die Wirklichkeit zu sein. Der Genie-Kult ist die abscheulichste Ausprägung dieses Wahns. Ohne dies ins wahnhaft gesteigerte Selbstbewusstsein des Künstlers (hinter dem immer ein gleich großer wahnhaft gesteigerter Selbstzweifel lauert) ginge es aber auch nicht.

Diese bürgerliche Konzeption von Öffentlichkeit wird durchs Internet endgültig erschüttert. Selbst-Entäußerung und –Inszenierung werden zu Massenphänomenen. Jede/r kann, will und wird Autor/in (seiner/ihrer selbst) sein. Die „intime Gesellschaft“, deren Heraufkunft

Richard Sennet schon Mitte der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts kommen sah, ist durch Facebook, Twitter und Bloggen Realität geworden. „Es ist mir egal“, sagte eine Freundin gestern, „wie ich im Netz bin, Hauptsache ich bin drin. Wer nicht drin ist, lebt nicht.“ Das ist vielleicht übertrieben. Wir müssen immer noch atmen und essen, außerhalb des Netzes. Vielen, vor allem Älteren, ist die Entwicklung ein Gräuel. Sie fürchten den um sich greifenden Narzissmus und erfahren die Aufhebung der Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit als „Terror der Intimität“.

Man sollte beim Klagen über diesen „Niedergang“ jedoch nie vergessen, dass in bürgerlicher Gesellschaft Teilhabe bzw. Ausschluss von Öffentlichkeit stets auch ein Machtinstrument war. Im Kapitalismus hat nichts “Privates” je so viel Schutz genossen wie das Bankgeheimnis. Daher: Eine Praxis, die hiervon den Schleier zieht und keine Heimlichkeiten mehr respektiert, die es auch denen ermöglicht, die bisher öffentlich nicht zu Wort kamen, sich und ihre Anliegen zu veröffentlichen, ist unbedingt im Interesse des Gemeinwohls.

Literarische Öffentlichkeit aber muss erneut den Auftrag annehmen, den sich bildenden Realitäten spiegelverkehrt zu begegnen. Wenn das Intime öffentlich wird, gilt es Intimität zu verräteln, sich den Durch- und Draufsichten zu entziehen und dem Verlangen nach Authentizität durch Vervielfältigung zu begegnen. Ich ist eine Andere. Das ist zu wenig. Ich ist viele Andere. „Ich“ bleibt (sich) treu, indem es sich verschwendet. Ich lüge nicht. Aber ich verschweige viel. Und erfinde alles. Ich lege das Missverständnis nahe, von dem ich zehre. Kryptophantastischer Realismus. Kein Algorithmus kann das. Sie können mir vertrauen, Leser:innen. Nicht weil ich die Wahrheit sage, sondern weil ich an mir (ver-)zweifle.

• von [J. S. Piveckova](#) in [Gleisbauarbeiten](#)

Der verzweifelte Optimist

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:59:59 AM

„Eine Liebesgeschichte oder so was“ von Raymond Federman

Das ist die Geschichte von Moinous und Sucette. Die beiden begegnen einander auf dem Washington Square in New York. Sie lächeln sich an, sprechen aber nicht miteinander. Zwei Wochen später sehen sie sich in einer Buchhandlung wieder. Sie lernen sich kennen und werden ein Liebespaar. Das könnte so sein. Es spricht jedenfalls nichts dagegen, dass es so ist.

Mr Federman, vielmehr sein Erzähler, erzählt uns nicht nur eine Geschichte, er erzählt vielmehr drei, entsprechend der drei Kapitel. Anders aber als die Kapitel, die, weil das mit Geschichten so sein muss, nacheinander angeordnet sind, ereignen sich die drei Geschichten, weil das mit Geschichten so sein muss, synchron. Es sind die Geschichten der Sucette, des Moinous und die eigentliche Liebesgeschichte. Die Geschichte, die der Erzähler uns erzählt.

Also nacheinander berichtet, was gleichzeitig geschieht: Es ist der 15. März 1954, in New York und auch überall sonst auf der Welt. Auf dem Washington Square findet eine Demonstration gegen den Senator McCathy statt. Sucette, Spross einer ausgesprochen wohlhabenden Bostoner Industriellensippe von der sie sich allerdings distanzieret, nimmt an der Demonstration teil und sieht einen jungen Mann den sie anlächelt. Moinous ist als Achtzehnjähriger aus Frankreich weggegangen, in Amerika gelandet, hat als Soldat am Koreakrieg teilgenommen und ist nun mit 23 Jahren in New York gestrandet, eingebürgert, arm und arbeitslos, von der Versorgung der Behörden abgeschnitten und verzweifelt. Relativ verzweifelt, denn eigentlich ist er ein Optimist. Bei einer Demonstration deren Sinn und Zweck ihm entgeht – seine Sorgen beziehen sich, da er ums Überleben kämpft und er keinen Platz für allgemeine Sorgen hat, einzig auf seine eigene Person – sieht er eine hübsche Blondine, die ihn anlächelt. Sie werden in den Wirren der Demonstration voneinander getrennt. Einen Tag später stellt Moinous fest, dass er sich verliebt hat. Er geht jeden Tag zum Washington Square, trifft die Frau allerdings nicht wieder.

Sucette führt ein luxuriöses Leben. Sie muss nicht arbeiten gehen und lebt von den Zuwendungen ihrer Familie. Sie engagiert sich politisch – gemessen an ihrer Herkunft, auf der Gegenseite – sie belegt einen Schreibkurs und will Schriftstellerin werden. Noch am Anfang ihrer Bemühungen, sitzt sie an ihrer zweiten oder dritten Geschichte. Und die hängt ein wenig in der Luft. Ihr Lehrer hat ihr geraten, den dramatischen Konflikt durch die Hereinnahme einer weiteren Figur zu beschleunigen. Da diese Geschichte einer jungen Frau aus gutem Hause ihrer eigenen nicht unähnlich ist, greift sie auch in diesem Detail auf ihre Biografie zurück und nimmt das Lächeln des jungen Mannes auf dem Washington Square als Anlass, einen jungen Mann in ihre Geschichte

einzuführen. Ihre Hauptfigur Susan verliebt sich bei einer Demonstration in den jungen Franzosen namens Moinous, moi und nous, „ich“ und „wir“.

Moinous, inzwischen Tellerwäscher in einem Imbiss, sieht Sucette zwei Wochen nachdem sie einander angelächelt hatten wieder, sie treffen einander in der Librairie Française. Sie nimmt ihn mit in ihre Wohnung und liest ihm ihre Geschichte vor und er, der sehr zufrieden ist mit dem Namen den sie ihm gibt, nennt sie von nun an Sucette: Lutscher. Langsam beginnt die Liebesgeschichte zwischen den beiden. Sehr langsam. Denn Sucette lässt Moinous schmoren. Volle zweiundvierzig Tage muss er seine Lust mit sich herumschleppen. So ist das mit Autoren, die wollen keinen Sex, die wollen ihre Geschichten vorlesen. Und dann müssen die Zuhörer auch noch büßen. Schließlich aber landen sie doch da, wo sie hingehören, im Bett. Sie stellt ihn sogar ihrer Familie vor, die allerdings, das war zu erwarten, nicht sehr viel mit dem Mann anzufangen weiß. Wie der seinerseits mit Amerika und seinen Bewohnern nicht viel anfangen kann.

Aber bei den beiden steht die Liebe im Vordergrund, das Begehren und die Schwierigkeiten mit dem Begehren, mit dem eigenen und dem des anderen. Sie erkunden ihre Körper, sie schlafen miteinander, sie trinken Kaffee, sie rauchen, sie diskutieren, sie streiten, sie tun das, was Verliebte tun, all die banalen Dinge, die für Verliebte so aufregend sind. Und eines Tages werden sie auseinandergelassen. Vielleicht weil da auf einmal ein Richard auf der Bildfläche erscheint, der in seiner Harris-Tweedjacke sehr viel besser zu Sucette mit ihrem schicken Kamelhaarmantel passt als Moinous in seinen zerschlissenen Arbeiterklamotten.

Die Geschichte hat einen Erzähler, der die ersten 1 ½ Kapitel über Moinous berichtet und dann mitten im 2 Kapitel, recht unvermittelt innerhalb eines Satzes (Seite 114 unten) zu Sucette wechselt, um erst auf den letzten Zeilen wieder zu Moinous zurückzukehren. Aber da der eine jeweils über den anderen berichtet und phantasiert, wechselt die Person im Zentrum des Interesses sehr häufig. Und da der Erzähler die Gegenwart des jeweiligen Protagonisten erzählt – denn noch steht das Wiedersehen der beiden aus – muss er ebenfalls zwischen Gegenwart und Zukunft wechseln, zwischen dem, was ist und dem, was sein wird. Das macht er mit einer bewundernswerten Leichtigkeit.

Letztlich wissen wir nicht, ob die Geschichte der Sucette nicht allein der Phantasie des verliebten Moinous zu verdanken ist, der einsam und allein, sich erträumt was gewesen sein könnte, wenn er die Blondine angesprochen hätte. Wir wissen nicht, ob die Geschichte des Moinous nicht allein der literarischen Produktion Sucettes zu verdanken ist. Wir wissen nicht, ob die beiden Geschichten nicht allein der imaginativen Kraft des anderen zu verdanken sind. Wir erfahren die wirklichen Namen der Personen nicht. Das ist eine Liebesgeschichte und Wirklichkeit



hat in Liebesgeschichten nichts verloren.

Das Spiel das Raymond Federman hier treibt ist faszinierend. Er entlässt seine Geschichte nie aus dem Konjunktiv. Er weist mehrfach darauf hin, dass, damit etwas zwischen den beiden geschieht, die Liebenden sich wiedersehen müssen. Dennoch erzählt er im Indikativ. Er erzählt die Geschichte der beiden so, als wäre sie bereits angefangen. Er erzählt sie so, dass sie anfangen muss. Und indem er sie so erzählt, fängt er sie an. Das ist blitzgescheit gemacht. Ich hatte eingangs gesagt, dass drei Geschichten erzählt werden. Von den beiden anderen weiß man es nicht, aber diese dritte Geschichte ist eine, die tatsächlich geschieht. Das ist die Geschichte die Federman erzählt. Das ist eine wunderschöne Geschichte über die Liebe, die nur dann geschieht, wenn sie geschieht. Und sie geschieht, indem sie erzählt wird.

Obwohl Mr Federmann Zweifel daran aufkommen lässt, dass die Geschichte jemals anfängt, lässt er keinen Zweifel daran, dass sie enden wird. Vielleicht endet sie bereits an jenem Punkt, an dem die meisten Liebesgeschichten auf der Welt enden, dort nämlich dass sie gar nicht erst anfangen und die beteiligten Personen genötigt sind, sich das Ganze bloß vorzustellen. Diese Geschichte ist, wie so viele Liebesgeschichten, nicht zum Lachen. Die Liebe ist nicht zum Lachen, weil sie bedroht ist. Bedroht, weil sie, da sie anfing, auch enden kann. Nicht das Ende, der Anfang ist das existentiell Gefährliche. Und doch ist es gerade der Anfang eine solchen Geschichte, der die Phantasie der Menschen beschäftigt. Was geschieht, wenn zwei Menschen sich ineinander verlieben? In was verliebt man sich eigentlich?

Man verliebt sich nicht in jemanden, weil er eine gute Figur hat. Man verliebt sich in einen Augenaufschlag, in ein Lächeln oder in die Art wie jemand den Kopf wendet, wie er hierhin und dorthin schaut, wie er nickt oder den Kopf schüttelt, lacht oder weint. Und vielleicht verlieben wir uns sogar in die Art wie er das Messer hebt, um uns den finalen Schnitt zu versetzen. Weil wir gute Schnitte zu schätzen wissen. Nur deswegen rennen wir jede Wochen zum Friseur. Und nicht,

damit sich irgendein Kerl in uns verliebt, der ja, weil er gleichermaßen von Frisuren wie von Liebe keine Ahnung hat, doch bloß auf unsere Figur achtet.

Es ist nicht wahrscheinlich, dass die reiche Sucette und der arme Moinous aneinander geraten, dass aus ihnen ein Liebespaar wird und die eine wie der andere ihre Vorbehalte und Vorurteile werden ablegen können und sich in einander verlieben. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Millionenerbin sich in einen Arbeitslosen verliebt. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Ältere sich in den Jüngeren verliebt, die Gebildete in den Ungebildeten. Das alles ist nicht wahrscheinlich. Aber warum sollten die Umstände sich um Wahrscheinlichkeiten scheren? Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass man auf die Straße tritt und von einem Meteoriten erschlagen wird. Und dennoch sind, wie jeder weiß, Meteoriteneinschläge und unerwartete Liebesattacken die häufigste Todesursache in westlichen Gesellschaften. Also warum, wenn man auf die Straße tritt, nicht lächeln? Vielleicht hat man das Glück und wird wider die Wahrscheinlichkeit von einem inkompatiblen Ereignis dieser Art erschlagen.

Es ist nicht wahrscheinlich, dass einem Mr Reemtsma über den Weg läuft und fragt, Sagen Sie mal, brauchen sie vielleicht eine lebenslange finanzielle und ideelle Unterstützung? Es ist nicht wahrscheinlich, dass man den Nobelpreis bekommt, dass man die Liebe seines Lebens trifft oder im Lotto gewinnt. Aber warum nicht davon träumen? Nicht das Geld brauchen wir, nicht den Preis, nicht einmal das Glück, das eine oder das andere zu erringen: Wir brauchen die Hoffnung. Moinous ist Tellerwäscher! Das ist im Amerika des 20. Jahrhunderts nicht nur der meistbemühte Mythos; er kann geradezu als ein notwendiger Karriereschritt in die Vorstandsetagen der internationalen Konzerne angesehen werden. Wir brauchen die Hoffnung, denn ohne Hoffnung ist nur Verzweiflung. Das ist die Figur, die Federman hier zeichnet: Die Figur des verzweifelten Optimisten.

Die Dinge, auch wenn man weiß, dass sie später schiefgehen werden, dass sie schiefgehen müssen, und auch die Liebesgeschichte zwischen Moinous und Sucette geht am Ende schief; die Dinge sollten dennoch begonnen werden. Denn wenn sie nicht begonnen werden, gehen sie auch schief. Das ist eine Erkenntnis, sowohl erzählerisch als auch menschlich, die sehr wichtig ist. Ich weiß gerade nicht, ob sie auf den Autor dieses Buches zurückgeht oder auf mich selbst. Aber das ist oft ein Zeichen guter Literatur, wenn der Leser später nicht mehr weiß, ob er selbst so klug war oder der Autor ihm da unter die Arme gegriffen hat. Das Urheberrecht hat hier an zentraler Stelle eine klaffende Lücke. Zum Glück.

Zu der Übersetzung kann ich wenig sagen, mir liegt das Original nicht vor. Aber es klingt alles sinnvoll. Das ist ein einfacher, oft



KOPFSCHUSS

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:59:06 AM

von [Rittiner&Gomez](#) und Guido Rohm

Weizman legt den Kopf zur Seite. Das Ohr berührt den Kragen des Pullovers. Er hat etwas gehört. Schritte. Dann ein Hilferuf. Er bewegt die Augen hin und her. Lauscht angestrengt. Nichts mehr zu hören.

Seine Frau schläft noch. Er schaltet den Fernseher ein. Die Morgennachrichten. Er stellt den Ton ab. Bleibt davor stehen. Sie zeigen Waffen. Viele Waffen. Weizman sieht aufmerksam hin. Über Waffen hat er sein Leben lang geschrieben. Billige kleine Krimis. Er hat überhaupt keine Ahnung von Waffen. Er hat nicht einmal recherchiert. Aus Faulheit. Er hatte kein Interesse daran. Die Leute in seinen Büchern wurden erschossen. Peng! Aus! Tot! Das war es.

Wie wäre es mit einer Geschichte über einen Waffenhändler, denkt Weizman. Er schüttelt den Kopf.

Nein! Nichts für ihn.

Er sieht zur Tür. War da nicht ein Geräusch?

Einbrecher, denkt Weizman.

Er geht langsam zur Haustür. Legt den Kopf an das dunkle schwere Holz. Irgendetwas ist dort draußen. Jemand. Er kann ihn atmen hören.

Unsinn, denkt Weizman. Das bist du selbst. Da ist nichts.

Er stellt sich seine eigene Erschießung vor. Ein paar Vermummte dringen ein. Halten ihm eine Glocke an die Stirn und drücken einfach ab.

Sterben ist nicht schwer, denkt er. Natürlich, widerspricht er sich. Sie könnten dich langsam zu Tode quälen.

Weizman steht an der Tür und denkt sich Foltermethoden aus.

Blöder Morgen, denkt Weizman schließlich.

Draußen ist nichts mehr zu hören.

War wahrscheinlich nur die Katze der Nachbarin, denkt er und schlurft in sein Arbeitszimmer. Er ist jetzt in der richtigen Stimmung für eine kleine gemeine Geschichte über ein paar Jungs, die einen alten

Schriftsteller überfallen und dann langsam zu Tode foltern.

Warum sollten sie das tun? Sie müssen doch einen Grund haben.

Nein, denkt Weizman, heute brauchen sie keine Gründe mehr. Sie tun es einfach so. Einfach, weil sie es wollen. Weil sie ...

Er beginnt zu tippen. Die Hauptfigur nennt er Finn. Den Autor nennt er Weizman. Das hat er schon oft getan. Das ist ein alter Witz von ihm.

Nach den ersten Sätzen hebt er den Kopf. Da sind Schüsse zu hören. Er springt auf.

Der Fernseher! Das ist nur der Fernseher. Seine Frau muss aufgestanden sein.

„Bist du das?“, ruft er ins Wohnzimmer rüber.

Keine Antwort. Er sieht sich hektisch um. Dann stürmt er zur Tür des Arbeitszimmers. Mit einem lauten Knall schlägt er sie zu. Lehnt sich dagegen. Schnauft.

Was für ein Morgen, denkt er und schließt die Augen.

• von [Guido Rohm](#) in [Aus der Pathologie](#)



roughbooks im Dezember

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 3:00:36 AM

Genau ein Jahr nach dem Ende von Urs Engeler Editor ist das erste der neuen roughbooks erschienen, [Christian Filips](#), [Heiße Fusionen](#), und gleich darauf das zweite, [Elke Erb](#), [Meins](#): Bücher wie eh und je sind beide, und gute Bücher überdies – aber sie sind unter neuen Bedingungen entstanden, die sich schnell auch als bessere, weil einfach direktere und lustvollere, kurz: [roughere Bedingungen](#) erwiesen. Dass die neuen roughbooks so gut funktionieren, hat auch mit Ihrem regen Interesse zu tun. So sind nach nur einem halben Jahr mehr Bücher erschienen, als ich mir zu Beginn des Jahres hätte erträumen können. Dafür sage ich Ihnen herzlich Danke.

Ich freue mich, im Dezember gleich drei neue Bücher im Kranz der roughbooks vorzustellen:

[Ulf Stolterfoht](#), [Ammengespräche](#)

[Konstantin Ames](#), [Alsohäute](#)

[Je tiefer ich sinke, je süßer ich trinke](#)

Diese Bücher gibt es nur [direkt per E-mail-Bestellung](#) bei mir und in sehr wenigen [Buchhandlungen](#).

[Die Reihe kann man auch abonnieren](#) – und für Neuabonnenten ab roughbook 010, d.h. ab Ulf Stolterfohts erstaunlichen Ammengesprächen, gibt es das roughbook 012 zu Mechthild von Magdeburg umsonst. Die Abonnenten aus der Schweiz haben diese Jahresgabe bereits erhalten, den Abonnenten aus Deutschland und Österreich schicke ich sie am Montag los.

Wenn Sie jemanden mit einem sehr speziellen Weihnachtsgeschenk überraschen wollen: auch 2011 werden roughbooks erscheinen – und Ihr Geschenk bleibt das ganze Jahr frisch.

Die vollständige Reihe der roughbooks finden Sie [hier](#).

Mit herzlichem Gruß

Urs Engeler

urs@engeler.de

www.roughbooks.ch

Dorfweg 9b, CH-4718 Holderbank

SO

Telefon 0(041)62 390 02 83

Skype oursengeler

• von [Urs Engeler](#) in [roughblog](#)

TTag, Samstag, 18. Dezember 2010. Was die Hyäne sagt.

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 3:03:58 AM

Man wird erfahrener, gewiss, und entwickelt diesen Vorbehalt gegenüber Verschwendung, besonders jener von Zeit, die Penetration der Welt wird methodisch, sollen doch die Jüngeren sich im Improvisieren verhasen: man wird geschmeidig. Frauen tun's mit Planeten, nicht mit Körpern und sie fürchten die Fülle nicht so, das Ausufernde. Behaupte ich. Es gibt viele von uns hier oben; wir haben sie gemacht, die Schicht. Bevölkert. Verkörpert. Eine dünne Glasur über der ganzen Hitze, die wir indes ständig unterhöheln, denken Sie an die Milliarden Kaninchen, Maulwürfe und Mulle, von unseren eigenen Schächten ganz zu schweigen. Nein, bitte nicht schweigen.

Ich mag Frauen schmal, zickig und unterkühlt, sagt Pierre, nun, das sind drei Eigenschaften, die mir gänzlich abgehen. Ich war inwendig schon immer zarter als die, als die ich erscheine, doch das zählt nicht,

DER

continued from page 2

umgangssprachlicher Ton, den Federman mit vielen amerikanischen Autoren teilt und der in der Literatur des modernen Amerika offenbar als Zeichen von Lebendigkeit und Authentizität gilt. Neben dem Text bekommt man noch ein halbes Interview mit dem Autor „Wenn ich das Tempus gewechselt habe“. Das hat Raymond Federman inzwischen getan. Er ist im vergangenen Herbst gestorben. Im Netz finden sich einige Seiten zum Autor, darunter auch seine eigene. Er ist, soweit ich weiß, der Erfinder des Begriffs „Laughterature“. Mit dem Erwerb dieses schmalen Buches erhält man nicht nur einen schönen Text, sondern auch ein handwerklich schönes Buch. Zum Glück gibt es die kleinen Verlage, die noch mit solchen Dingen auf sich aufmerksam machen.

Hier geht es zum blog von [Mr Federman](#), natürlich gleich zur

Mi, 20.10.10 (Do, 21.10.10, 5:56): in taschen alter maschen

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 3:02:49 AM

die winterjacke ist zurück, verschlafen ... noch: ein schrankgeruch, ein leichenduft. als wir im letzten herbst uns liebten, trafen hände sich in ihrer taschen kluft. ein feuerzeug, sein gas nicht mehr entflammbar, zum kauen, kaum mehr, gummi, ausgetrocknet, der leichenschmaus von damals, als das "wann?" war kein fragen nach vergangenem,

Männer sind Augentiere, Frauen Gebirgszüge, zeitlos, unten heiß und gebunden, oben voller Witterung, stürmend. Sie sind da, Männer nicht so, die sind gern zugange.

Ich weiß kaum, wovon ich schreibe, nur, meine erworbenen Fertigkeiten sind mir längst lästig, was, wenn man sie unterliefe. Was, wenn man spröde wäre. Nichts erklärte. Nichts abschleife.

Schichten. Ich verwende Sandpapier, auch den Rasierapparat, um meine Winterlippen abzuschleifen, wenn die Kälte sie allzu blättrig macht, danach eine Schicht Creme, dass sie sich nicht entzünden, am nächsten Tag sind sie wie neu. Fleisch wächst nach. Wir haben der Schichtenbildung nichts entgegenzusetzen, weder der substanzialen noch der immateriellen, im Grunde sind wir Schichtmaterial, nichts anderes, wir verfüttern unser Fleisch an die Zeit; sie ist eine Hyäne, sie frisst nur das, was bereits abgestorben ist, nur: sie spürt es früher auf, als wir selbst uns dessen vergegenwärtigen.

Ah, Genitiv. Den mochte ich schon immer.

richtigen Seite.

Anmerkung zum 15. März 1954. Ich weiß, dass wenn auf der Welt ein Tag ist, woanders auf der Welt schon ein anderer Tag ist. Ich weiß, dass es eine Datumsgrenze gibt. Aber die Formulierung in diesem Zusammenhang war mir wichtiger als die sachliche Richtigkeit.

Raymond Federman
Matthes & Seitz
Eine Liebesgeschichte oder so was
[Smiles on Washington Square]
Aus dem amerikanischen Englisch
von Peter Torberg
224 Seiten,
ISBN 978-388221-682-0
€ 19,80

• von [Aléa Torik](#) in [Aleatorik](#)

zerhoffnet.
so geh' ich durch vom fall bedeckte straßen,
durch aus- und leergeschrieb'ne schwarze blätter
und möchte endlich unter ihnen schlafen.
so komm' ich heim in einst gefüllte taschen
als ihres rests melanverkohlter retter,
an alter nadel längst verlor'ner maschen.
(für lilly)

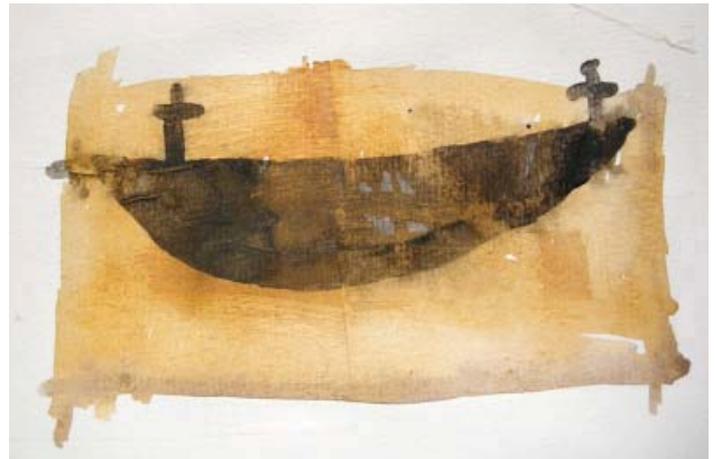
[Download MP3\(1,4 MB\)](#)

• von [Jörg Meyer](#) in [pödgvr](#)

Du wirst dich eher von mir abkehren, als ich mich dir zuwenden kann, denke ich oft, wenn ich in einen Mann blicke. Erfahrungsgemäß ist es dann umgekehrt, ich bin es, die sich abwendet: ich bevorzuge Männer, die mich nicht brauchen, Steinschläge an meinen Hängen, klacklac, clacclac, clac la c k.

Die Sprödigkeit. Ich bin des Gewussten überdrüssig, der Schmierfette, der fertigen Packungen. Menschen als gesellschaftliches convenience food, schnell im Regal auffindbar, ein kurzes Aufblitzen von aha und Geschmack und Wohlbefinden, bevor die Verdauung einsetzt. Welcome to the gutter. Man könnte auch unverpackt, vielleicht sollten wir gelegentlich ein paar Steine fressen: convenience wird überschätzt. Die Hyäne hat das Maul voll und kann nicht sprechen, doch ich weiß, was sie sagt, und Sie wissen es auch.

• von [Phyllis Kiel](#) in [Tainted Talents](#)



G2/H12/E31

by hab ("shared1" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 3:01:45 AM

Enzyklopädie der kleinen Dinge Textzeilen und Klagelied.-Einen Garten anlegen,- an dem die Schiffe landen, eine Parkanlage für unbenannte, unbestimmte Pflanzen. Was würde geschehen, wenn ich dir mein Staunen schenken würde, das Staunen über die Dinge der Welt, über alles, was wächst, über alles, was man findet; Käfer, Gräser, Wolken, Bäume und Ozeane, die Luft

und ihre Vögel, das Wasser und seine Spiegelung, die Zeit und ihre Gegenwart, das Hören im Sehen und die Schritte die man geht? Wir würden schweigen und einen Berg hinaufsteigen, auf seinem Rücken dem Himmel entgegenbalancieren und denken, der Berg sei ein Wal und die Vögel Fische und der Regen ein Gesang.

• von [Marianne Büttiker](#) in [tempo.fugato](#)

Jacasser

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:58:20 AM

Jarkko Tontti, Tampere 2010 – Foto: Jürgen Jakob Becker Sillä jokainen tarvitsee avaran tilan

Sillä jokainen tarvitsee avaran tilan, seinät

tuekseen, niistä
koko pullonkohoavan kodin.
Siellä on Jacasserkin valtias,
kaupunkilainen, tarjoaa
lasillisen ystävälle avoimain sylin,
petosta pelkäämättä,
koko pullon jos niikseen tulee
koko pullonja tulee se.

Aamuyöllä ystävä
roikkuu seinään naulattuna
Jacasser havahtuu ja muistaa,
jurttä olisi kotina kevyempi,
vain erämaassa on oikeita ystäviä,
jokainen talo vankila,
kivitalo kuoleman peitenimi.

Pelkkään artovuoleen esi-isät
nojasivat,
koko pullonavaruden tyhjään.

© Jarkko Tontti, aus:

»Jacasser«, Otava, Helsinki 2009

•• Besonders reizvoll an der Reise nach Finnland war für mich auch das Zusammentreffen mit den finnischen Autoren. Sie hatten immerhin den Vorteil, Auszüge aus unseren Arbeiten in finnischer Übersetzung zu kennen. Wir hingegen waren ahnungslos, wen wir vor uns hatten. Die Bescheidenheit dieser Autorinnen und Autoren, die unsere Texte vor dem finnischen Publikum lasen, brachte es mit sich, dass wir auch nur ganz nach und nach erfuhren, was und wie viel sie selbst in Finnland bereits veröffentlicht hatten.

Jarkko Tontti beispielsweise, der dem finnischen Wechselter seine Stimme lieh, ist als studierter Jurist nicht nur Autor juristischer und philosophischer Fachliteratur, von Kritiken und Essays. Darüber hinaus hat er mehrere Gedichtbände und einen Roman vorgelegt und ist als Vizepräsident des finnischen PEN auch politisch für die Freiheit des Wortes engagiert. Ich habe sehr bedauert, dass ich der Sprachbarriere wegen keinen Eindruck bekommen konnte von seiner Dichtung. Dabei aber, haben wir beschlossen, sollte es nicht bleiben. Eine Reihe von Tonttis Gedichten sind ins Englische, Russische, Japanische und Portugiesische übersetzt worden. Ich habe ihn gebeten, mir doch immerhin einige der englischen Übersetzungen zuzusenden.

Nun ist es (sehen wir einmal von [Masaoka Shiki](#) ab) bald 15 Jahre her, dass ich mich – damals war es e. e. cummings – an Übertragungen aus dem Englischen gewagt habe. Aber die Gedichte aus Tonttis letztem, 2009 in Finnland erschienenen Band »Jacasser« haben es mir angetan, und so war ich bereits mittendrin im Nachdichten, bevor ich noch eine echte Entscheidung hätte fällen können, es tatsächlich versuchen zu wollen.

In diesem Band führt Jarkko Tontti seinen Phantasielhelden Jacasser durch die Zeiten – ja Zeitalter – und Weltregionen. Er ist alterslos, heimatlos Halt suchend, eine kaum greifbare, mythisch anmutende Gestalt eines Wanderers. In einem anderen Gedicht des Zyklus charakterisiert Tontti ihn so:



When Jacasser was old he cast his skin and renewed it like a viper, wrapped himself up as a delicate parchment, a white sheet embroidered with lace. Under his new skin Jacasser was strong and alone. In the evenings he recalled restless African states he didn't have the courage to visit, houses whose doorbells he'd avoided in fear of an electric shock. Now he'd have time for it all, he'd and he'd. Old and in his skin Jacasser often returned to the water's edge, sorrowed over the disappearance of the water plants and clear lake water. In the old days it would have been unheard of, the turbidity of an algae lake is the farmer's gift to future generations. Jacasser also thought about the bottom, the new skin would keep the moisture out, all through that journey.

Der Name geht auf das französische Verb »jacasser« (quasseln) zurück, und auch der Anklang an das englische »jackass« ist nicht ungewollt. Tontti lässt diesen »Einfaltspinsel« »quasseln« und dabei manches gewichtige Thema schultern. Denn jeder braucht einen weiten Ort

Denn jeder braucht einen weiten Ort, Wände

als Halt, aus denen
koko pullonein Heim wächst.
Dort ist sogar Jacasser ein Herr,
reicht höflich dem Freund
mit offenen Armen ein Glas,
ohne Furcht vor Verrat,
auch die Flasche, wenn es sein soll,
koko pullonund es soll.

Im Frühlicht hängt der Freund
an der Wand, an Nägeln,
Jacasser erwacht und erinnert sich:
Eine Jurte wäre ein lichtereres Heim,
und wahre Freunde kennt nur die Wildnis,

jedes Haus ein Gefängnis,
ein Steinhaus: Todesrune.
Nur die Steppenwinde waren den
Vorvätern Halt,
koko pullondie Leere des Raums.

© Jarkko Tontti, aus:

»Jacasser«, Otava, Helsinki 2009

Übertragung: Benjamin Stein
Die Verse haben es in sich, und ich

bin mir trotz Rücksprache mit Jarkko nicht sicher, ob ich in dieser Nachdichtung nicht vielleicht die Grenzen der Legalität des Übersetzens überschritten habe. Zum Vergleich hier die englische Nachdichtung von Lola Rogers: Because everyone needs a roomy place

Because everyone needs a roomy place, walls
for support, a home
koko pullonrising from them.

Even Jacasser is the master there,
urbane, offering
a glass to a friend with open arms,
unafraid of treachery,
a whole bottle if it comes to that
koko pullonand it does.

In the small hours the friend
hangs nailed to the wall
Jacasser awakes and remembers,
a yurt would make a lighter home,
the only real friends are in the wilderness,
every house a prison,
a stone house code for death.

The winds of the steppes were all his forefathers had to lean on,
koko pullonthe empty of space.

© Jarkko Tontti, aus:

»Jacasser«, Otava, Helsinki 2009

Translation by Lola Rogers

Ich weiß, dass einige Turmsegler-Leser Literatur übersetzen, und deswegen möchte ich einige meiner (vielleicht fragwürdigen) Entscheidungen hier beleuchten. Feedback, sei es auch vernichtend, wäre mir sehr willkommen.
a roomy place

Ich habe mich für »einen weiten Ort« entschieden. Das bedeutet nicht nur »roomy«, sondern auch »entfernt«, und das scheint mir genau das zu sein, woran Jacasser hier leidet.

Even Jacasser is the master there
Das Finnische unterscheidet grammatikalisch nicht zwischen feminin und maskulin. Strenggenommen wissen wir also nicht, ob Jacasser ein Mann oder eine Frau ist. Ich sah bei diesem Vers die fernöstliche Szene des Familienoberhaupts, das dem Gast Wasser reicht (oder Kamelmilch-

Kwass, was immer). Und ich sah einen Mann vor mir: »Sogar Jacasser ist dort ein Herr«. Gäbe es vielleicht eine Variante der Übersetzung, die das Geschlecht offen ließe?

In the small hours the friend
hangs nailed to the wall

Ganz kompliziert! Die »small hours«, ließ Jarkko mich wissen, sei die kurze Spanne besonderen Lichts beim Anbruch eines neuen Tages. Ich habe mich gefragt, ob tatsächlich der Körper des Freundes an die Wand genagelt sein soll, oder ob es sich nicht vielmehr um ein Bild handelt, das an einem Nagel an der Wand hängt und den Freund zeigt, der eben in Wirklichkeit ebenso entfernt ist wie das vorgestellte Heim in der vorgestellten Jurte. »Genagelt« hat nun im Deutschen auch noch eine hier ganz ungewollte Nebenbedeutung... Also bin ich aufs Visuelle ausgegangen, eben das »Frühlicht« (das so nun freilich nicht im Original steht, wenn es auch gemeint war). Vielleicht wäre »Dämmerlicht« näher dran gewesen.

Im Frühlicht hängt der Freund
an der Wand, an Nägeln

So bleibt die Möglichkeit des tatsächlich hingerichteten Freundes oder eben die Vorstellung seiner an Nägeln aufgehängten Fotografie. Beim Licht der Szene wollte ich den ganzen Vers über bleiben und so wurde aus

a yurt would make a lighter home
das nicht ganz gleichgewichtige
Eine Jurte wäre ein lichtereres Heim
Darin, so bilde ich mir ein, steckt das »Leichtere« wie das »Hellere« – wie es das englische Wort »light« eben auch in sich trägt.

every house a prison,
a stone house code for death
Auch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich schreibe:

jedes Haus ein Gefängnis,
ein Steinhaus: Todesrune.
Das Steinhaus, so Tontti, sei Symbol des Todes. Also vielleicht »Todeszeichen«. Ich wollte es stärker und habe zur »Rune« gegriffen.

JACASSER page 4

Zauber der Lyrik – Hellmuth Opitz beim Poesiefestival in Konstanz

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:56:33 AM

Michael Lünstroth, Redakteur des "Südkuriers" stellte mir seinen Beitrag von gestern zur Verfügung. Vielen Dank!

Vom Zauber der Lyrik erfasst wunderbare Momente, verstörende Momente – beim Poesiefestival "dichter dran" gab es beides. Auch deshalb wurde es zu einem Erfolg.

Bielefeld hatte man auf der deutschen Humorlandkarte bisher nicht gerade als gewichtige Großstadt verortet. Nachdem vergangenen Dienstagabend dürfte sich das bei einigen Konstanzern geändert haben. Der Grund dafür hat schwarz-graue Wuschelhaare, Teddybärfigur, ein umwerfendes Gespür für Komik und Poesie und heißt Hellmuth Opitz. Der 51-jährige Bielefelder Dichter gastierte beim Poesiefestival "dichter dran" in der Wohlfühlatmosphäre des "wohnoform" in dem mehr als 700 Jahre alten Gebäude "Zum hohen Haus" in der Konstanzener Altstadt. Und hatte es noch eines Beweises bedurft, dass dieses Poesiefestival ein Gewinn für die Stadt ist, spätestens an diesem Abend wurden alle Zweifel daran ausgeräumt. Gemeinsam mit der professionellen Sprecherin Annette Kühn saß Opitz auf der Bühne. Abwechselnd lasen sie Gedichte von Opitz vor – der Abend stand schließlich unter dem Titel "Vom Unterschied der Leseweisen".

Tatsächlich wurde der Unterschied schnell deutlich, hier die ausgefeilte, präzise Aussprache von Kühn und

dort das manchmal genuschelte und immer westfälisch eingefärbte Idiom des Autors. Sie lasen Gedichte über Haushaltsgeräte, Erdbeerstandmädchen und "Göttergatten in verkehrsberuhigten Ehen" und mit jeder Strophe, mit jedem Vers gingen die Mundwinkel der Besucher steiler nach oben. Das Glück, das Opitz' Werk verbrietete, war in fast jedem Winkel des Raumes zu spüren. Als ehemaliger Musiker und Songschreiber hat Opitz sich ein Gespür für Rhythmus und pointierte Verse behalten.

Wer Hellmuth Opitz hört, muss auch automatisch an einen anderen Sprachvirtuosen aus Nordrhein-Westfalen denken: Den Duisburger Liedermacher Tom Liwa. Mit ihm verbindet Opitz das Talent, wunderbare Sprachbilder formen zu können, die mal komisch, mal berührend sind, und oft so plastisch daher kommen, dass jeder Zuhörer genau fühlen kann, was in diesem Moment gemeint ist. Zum Beispiel wenn Opitz über die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr schreibt: "Tage, die nicht leben wollen und nicht sterben, die zerrieben werden zwischen Bäuchen und Bräuchen", an denen der Bahnhofsvorplatz aussehe wie "ein Teller Milchreis mit Zimt". Das ist so konkret, so schlüssig, dass jeder Zuhörer ein Bild hat, still in sich hinein schmunzelt und denkt: "Ja, genau so ist das". Nur wenige zeitgenössische Lyriker haben diese hinreißende Gabe, nur wenigen Dichtern gelingt es, dies so unpräzise und sympathisch zu vermitteln wie dem 51-jährigen

Ostwestfale.

Dass es auch anders geht, haben vier Dichter am Abend zuvor im Konstanzener Ratssaal bewiesen. "Zeit atmen. Kritische Lyrik" war die Veranstaltung überschrieben und Brigitte Oleschinski, Christian Filips, Swantje Lichtenstein und Tom Schulz wollten hier das gesellschaftskritische Moment moderner Lyrik aufscheinen lassen. Zumindest Lichtenstein und Filips hatten offenbar so wenig Lust auf diesen Abend, dass sie ihre Werke derart schnell vortrugen, dass der Sinn an einem vorbeirauschte. Blitzlichtartig tauchte Kritisches in ihren Werken auf, aber je länger der Abend dauerte, umso deutlicher wurde die Erkenntnis, dass diese verdichtete Form der Lyrik wenig geeignetes Mittel der Gesellschaftskritik ist. Sie scheitert an der Komplexität der Welt und dem eigenen Willen zur Verrätselung. Kritik, die nicht verständlich ist, verpufft auf dem Weg zum Empfänger.

Nichtsdestotrotz war die Premiere des Poesiefestivals ein Erfolg: Rund 1000 Zuschauer kamen zu den Lesungen der vergangenen sechs Tage. Sie erlebten verstörende bis wunderbare Momente. Viel mehr kann ein Festival nicht bieten. Bitte wiederholen.

(c) Michael Lünstroth. Aus: Südkurier, 25. November 2010 • von Matthias Kehle in Matthias Kehles Lyrik-Blog



Luftschiff

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:53:58 AM

15. Dec 2010

remington: 2.18 – Ein Eisbuch besitzen, ein Eisbuch lesen, eines jener schimmernden, kühlen, uralten Bücher, die knistern, sobald sie aus ihrem Schneeschuber gleiten. Wie man sie für Sekunden liebevoll betrachtet, ihre polare Dichte bewundert, wie man sie dreht und wendet, wie man einen scheuen Blick auf die Texturen ihrer Gesetze wirft. Bald sitzt man in einer U-Bahn, den leise summenden Eisbuchreisekoffer auf dem Schoß, man sieht sich um, man bemerkt die begeisterten Blicke der Fahrgäste, wie sie flüstern: Seht, dort ist einer, der ein Eisbuch besitzt! Schaut, dieser glückliche Mensch, gleich wird er lesen in seinem Buch. Was dort wohl hineingeschrieben sein mag? Man sollte sich fürchten, man wird seinen Eisbuchreisekoffer vielleicht etwas fester umarmen und man wird mit einem wilden, mit einem entschlossenen Blick, ein gigantes Auge nach dem anderen gegen den Boden zwingen, solange man noch nicht angekommen ist in den frostigen Zimmern und Hallen der Eiszeitschriften, wo man sich auf Eisstühlen vor Eistische setzen kann. Hier endlich ist Zeit, unterm Pelz wird nicht gefroren, hier sitzt man mit weiteren Eisbuchbesitzern vertraut. Man erzählt sich die neuesten arktischen Tiefseesgeschichten, auch jene verlorenen Geschichten, die aus purer Unachtsamkeit im Laufe eines Tages, einer Woche zu Wasser geworden sind: Haben sie schon gehört? Nein! Haben sie nicht? Und doch ist keine Zeit für alle diese Dinge. Es ist immer die erste Seite, die zu öffnen man fürchtet, sie könnte zerbrechen. Aber dann kommt man schnell voran. Man liest von unerhörten Gestalten, und könnte doch niemals sagen, vom wem nur diese feine Luftschiff erfunden worden ist. – Guten Morgen. Heute ist Mittwoch.

• von Andreas Louis Seyerlein in particles

Gorrh (10)

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:57:40 AM

in Baden-Baden, als pickfeiner Herr, nur mit Fliege bekleidet, die Scham pyramidal ausruht nach Stil der Zeitschriftenmode, über Monate hin mithilfe leichten Essens verschlankt, die rückwärtige Körperbehaarung gestriegelt, gleichgeschaltet, bündelweise mit Geldscheinen wedelnd, das schönste Monster, das kompletteste Frollein, Heldin und Held aller Heldinnen und Helden, die Nackenrunzeln mit Botox geglättet, zum Zusammenbrechen, ja: zum Filmern schön, unbeschreiblich elegant, umwerfend sogar (wie die KlatschreporterInnen konstatieren), Erektionen hervorrufend im Publikum und Ohnmachten, das Casino vibriert, Gorrhs insektuöses Benehmen, sein unglaublicher närrischer Saugstiel (ein Gesichtswegmacher), ironisch als Accessoir getragen, unter kunstvoll aufgetragenen Schichten Gesellschaftsrelevanz schrumpelt

nurmehr ganz halb-, eher viertel- oder besser: sechzehntelherzig Gorrhs Impertinenz, spielt Minigolf gegen sich selbst, im Kronleuchtersaal die kosmetischen Klänge des Claudia Schlüpfer Unterhaltungsorchesters, rauchiger Jazzgesang in Nichtraucherambiente, substanzlose Refrains, Jetonklimmern, auf dem Filz der Spieltische bilden sich Altrheinauen, gentechnisch manipulierte Insekten („Impfmücken“) kreuzen die Klängen, Wetteinsätze fallen, Gorrh tänzelt robertredfordesk um die Hüften der von der Spielbank aufgestellten Glücksdamen, zeigt einen Eckzahn beim Lächeln, highfivet Fozzie Bear, der aus Las Vegas eingeflogen Gorrh (in seinen wilden Tagen) imitierend, den Schlangentanz vollführend, die selfmade people rockt, Gorrh ist angekommen, krak-krak geht der Reiß in seinem Hirn, „wenn ich ich wäre, reiste ich durchs Leben und verstünde von Allem bestenfalls die Hälfte“ rememoriert Gorrh das neue Mantra, das per Rohrpost an seinen Chefessell geplumpert kam. Faites

vos jeux, hustet der Croupier, ein Mann im Stile (und somit nach dem Geschmack) Gorrhs, wie auch den übrigen Spielern in Gorrhs Dunst mit einmal starke Körperbehaarung erwächst. Die Spieler, sie leben in einem veralgten Meer. In schlingernden Tangwäldern. Aalbecken. (Haarige Aale in wässrigem Wind.) Ihre Gewinne verstoßern sie einzig vor Gott. Ihre Verluste sind Legion: entselbste Gestalten, Hüllenföhler, Schmierbeutel. Im stumpfen Spiegel des Silbergelds erkennt sich Gorrh jäh als gorrhloser Gesell. Tritt ans Mikro, salbadert, radebrecht, glossolaliert. Gorrh muß schon für verrückt gehalten werden. Gorrh gibt die Sprechversuche auf, setzt sich ans Klavier. „Gehmse dem Tier am Klavier noch Bier!“ Gorrh improvisiert. Die Spieltische brechen ein und auf in unbekannte Welten. Rien ne va plus.

• von Stan Lafleur in rheinsein

Die Straßenlaternen

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:52:21 AM

Der kühle Lufthauch der Hauch Des kühlen Windes welcher

Durchs gekippte Fenster strömt Ich atme die stille Dunkelheit Das beständige Flimmern der Laternen Wie leicht sich ihr Licht in die Nacht setzt

Und untergeht von Baum zu Baum. für Mirko BonnÉ • von Christine Langer in der goldene fisch



Jetzt!, 6.13 Uhr

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:57:12 AM

text: guido rohm 17. Dezember 2010
Das Rattern eines Zuges. Weizman sitzt auf einem Bett. Im Halbdunkel. Er lauscht auf das Tatakatakatakatak. Das holpernde Geräusch entfernt sich. Er ist wieder allein. Zieht an einer Zigarette. Denkt darüber nach, ob er überhaupt raucht.

Ich bin nicht hier, denkt Weizman. Ich hänge in einem Traum. Meinem Traum.

Blutrotes Neonlicht. Er würde gerne aufstehen, um den Vorhang vor das Fenster zu ziehen. Aber er weiß, ohne es probiert zu haben, dass es nicht viel bringen würde. Also bleibt er sitzen. Raucht. Die Beine sind angewinkelt. Er kaut zischen den einzelnen Zügen an seiner Unterlippe. Er könnte sich in den Arm zwicken. Wach werden. Aber was würde das bringen? Er wäre zurück. Er würde

eine banale Situation gegen eine andere austauschen.

Vielleicht kann ich den Traum beeinflussen, denkt er. Ich könnte mir eine Frau aufs Zimmer bestellen. Mehrere Frauen.

Er grinst ins Zimmer hinein. Schließt dann die Augen. Wie sollte sie aussehen? Und schon wird wieder alles kompliziert. Schwarze Haare, denkt er. Dunkle Augen. Unergründliche Augen. Augen wie eine Öllache.

Er zuckt zusammen. Jemand hat an seiner Tür geklopft.

"Martin!", schreit eine dunkle, rauchige Stimme.

Er kennt diese Stimme. Nicht sie, denkt er. Ich träume. Sie kann hier nicht auftauchen. Ich bin noch immer in einem Traum.

Und wieder: "Martin!"

Vielleicht ist es bereits früher Morgen und sie rüttelt an ihm. Will ihn wecken. Er wird die Tür öffnen müssen. Ob er will oder nicht. Er

sieht zum Fenster rüber. Er könnte fliehen. Tiefer in den Traum hinein fliehen.

Sie klopft schon wieder. Er wird eine Entscheidung treffen müssen. Er steht auf.

"Ich komme ja!", ruft er, um sich Zeit zu verschaffen.

Er sieht sich um. Keine Jacke. Nichts. Rüber zum Fenster. Er öffnet das Fenster. Ein Geruch nach verbranntem Fett. Er könnte es schaffen. Vielleicht sogar mit einem Sprung. Er wird es tun.

Verdammt, ich werde es tun.

Er kichert.

Er wird in seinem verfluchten Traum verschwinden.

Jetzt!

[guido rohm](#)

• von [Rittiner & Gomez](#) in [logbuch isla volante](#)

mein bett steht unter seichten straßen

by hab ("shared2" via hab in Google Reader)

Submitted at 1/17/2011 2:52:57 AM

tief in der erde wachsen mir haare
die anker werfen
und hände zwanzig
für jede bewegung eine
treiben fühler aus den fingern treiben
durch das erdreich weite wege den
untergrund

der stadt ertasten erkennen
löwenzahn und randbepflanzung
baumwurzeln umschlingen mir die
graue haut atme ich
staub dreck erdinneres meine lungen
werden schwer

ein sack kartoffeln daraus treibt es
kommt licht durch die abwasserrohre
fällt etwas ein das augenweiß wird
grau dann braun
staub rieselt aus allen poren
unter der erde kann ich schlängeln
die beine winden

die füße schlagen die lippen schieben
erde vor sich her
endlich still die zunge belegt die
mundhöhle weit voll erde
darauf beißen die zähne
mit dem kopf voran stückchen für
stück

aus den pupillen verschwindet die
sicht es ist ein schlichtes dunkel
grau und weich wie schlaf.

• von [Sünje Lewejohann](#) in [der goldene fisch](#)

JACASSER

continued from page 2

The winds of the steppes were all his forefathers had to lean on

Hier hätte ich mich beinahe ganz vom Original gelöst, weil mich die Assoziation des »lean on« beim Lesen sofort zur Formulierung führte: sich mit der Stirn in den Wind zu lehnen. Aber das steht ja nun weder im Original noch in der englischen Übertragung...

Last but not least: Wie soll ich es beim Einlesen mit der Aussprache des Namens halten? Französisch? Englisch? Ich mache den Namen kurzerhand deutsch. Schließlich ist es ein Phantasienamen, da kann man ihn auch sprachlich adaptieren.

Was uns jetzt noch fehlt, wäre eine Aufnahme des Originals, gelesen von Jarkko. Mal sehen, ob ich ihn überreden kann.

Jarkko Tontti: »Denn jeder braucht einen weiten Ort«,

gelesen von Benjamin Stein
PS: Hier ist immerhin schon mal ein YouTube-Fund. Jarkko Tontti rezitiert ein anderes seiner Gedichte. Saisi oman talon – Jarkko Tontti @ Runoraati

• von [Benjamin Stein](#) in [Turmseglers](#)

[Messejournal. 6. bis 10. Oktober 2010: Ein Mittwochs- bis Sonntags-Boulevard. Bereits vier Tage, der letzte halb im Kommentar. Sowie ein Aufbruch in den fünften, aber auch im Kommentar. Verwirrung und Zerfall: alles nur noch Kommentar. Dann aber: Salvatore Quasimodo.](#)

[Ausgabe 04/2010](#)



BUCHMESSE FRANKFURT AM MAIN 2010

FR 6. 10.

7.09 Uhr:

[Arbeitswohnung, Berlin.]

(...) Latte macchiato. – Verschlafen, Mist. Aber aus einem mysteriösen Grund: Mein Ifönchen zeigt nämlich soeben 15.45 als Uhrzeit an; da k a n n das Weckerchen um 4.30 Uhr nicht geklingelt haben. Seltsam daran ist, daß völlig korrekt „automatisch einstellen“ eingestellt war; ich mußte Uhrzeit und Datum, das überdies den 1. Januar 1969 (!) anzeigte, jetzt manuell umprogrammieren. Möglicherweise ist [>>>> bei der kleinen Reparatur gestern](#) mit diesen Angaben etwas falschgelaufen; bzw. könnten die Werkeinstellungen wiederhergestellt worden sein. Aber 1969 gab es noch gar keine iPhones... – Das meine ich mit „mysteriös“.

Also ich nehme nun nicht den obwohl ebenfalls direkten, dennoch preiswerteren Zug über Leipzig um 5.17 Uhr, sondern den teureren über Fulda; möglicherweise werde ich zuzahlen müssen. Aber ich will nicht a l l z u spät auf der Buchmesse sein. Statt 10.41 Uhr wird es nun 12.44 Uhr werden. Für die Fahrzeit selbst ist's mir wurscht; da wird gearbeitet. Für das ab nunmehr wie bei den entsprechenden Journalen der Vorjahre, wieder am Stück entstehende *Messejournal* werde ich ich die meisten Schilderungen nicht im OpenOffice vorformulieren, sondern direkt in den Laptop schreiben. Sehen Sie mir dabei etwaige der Eile verschuldete Tippfehler bitte nach, allein schon, weil des Zustand meiner Tastatur nicht mehr

verlässlich ist („hängende“ *u* und *n* usw.).

In einer halben Stunde geht's los; ich will noch [>>>> das DTs](#) korrigieren und einstellen und [>>>> das neue Buch](#) fix in der rechten Seitenspalte annonciieren.

14.03 Uhr: Mit Thomas Hettches *Die Liebe der Väter*.

[Messe FFM, Halle 4, D171.]

Angekommen, gleich losgespurtet in die 3.1, um [>>>> das neue Buch](#) abzuholen. Aber es war noch nicht da. Schon ein Anruf [>>>> Stang](#), sie sitze auf der Dachterrasse des Pessezentrums Halle 6.1 draußen; ob ich nicht eben hinzukommen könne. Also ging es gleich weiter; so wird das bis zum Abend wohl auch bleiben. Jetzt am [>>>> BuchMarkt](#), das erste Alt des Tages nehmen und Ihnen diesen ersten Eintrag direkt von der Messe schreiben.

Ich war während der Zugfahrt noch etwas zu diffus, um wirklich gut zu arbeiten; immerhin, zwei weitere Seiten Der Fenster von Sainte Chapelle „geschafft“.

ABER: [>>>> Den neuen Hettche](#) zu lesen angefangen, bis S. 47

gekommen, und bei allen Sträußen, die ich mit ihm auszufechten habe oder er mit mir: d a s läßt sich sagen,



daß das eine große Sprache ist, die er hat. Ein fesselndes Buch und ein in seiner Genauigkeit auch der Sicht auf die Personen überaus schönes.

Stang plaudert mit dem Juniorchef von

BuchMarkt; sowie ich dies hier eingestellt haben werden, ziehen wir weiter zu den [>>>> horen...](#)

... wo wir dann

nachmittags:

(...*dies nachgetragen am Morgen des folgenden Tages, der heute nun schon heute ist, nämlich das Tattoo des 7.10.*

im Nacken trägt, dessen Gegen- und Zupart, das Gesicht, Sie weiter unten anlächeln wird)

... wo wir dann, unterdessen um [>>>> Ulrich Faure](#) erweitert, den ersten Grappa des Tages nahmen, nach ein wenig dezentem Hallo bei Johann P. Tammen und Peter K. Kirchoff; auch [>>>> der Braunschweiger](#)



[Dichter Cott](#) saß da und lächelte in seiner stets vornehmen Art eines wissend-distanzierten, neugierigen Spotts. Zweidrei Projekte mit Tammen durchgesprochen, indes Stang bereits zu dem Verlag aufbrechen muß, um letzte Details für den Kinderbuchvertrag einzuklopfen. Wir verkehren den restlichen Tag immer so: Sie schickt eine SMS, ich antworte telefonisch-direkt, sie schickt wieder eine SMS usw. So kam dann auch eine halbe Stunde eine SMS des Inhalts, wir sollten uns um 15.40 Uhr am Stand des BuchMarkts treffen. Was wir dann taten. Die von mir ausgesprochen geschätzte >>>> [Dorothea Dieckmann](#), die mich bereits morgens im ICE angerufen hatte, kam dazu... was heißt: sie war früher da als Stang, so daß wir fast ein halbes Stündchen sprechen konnten, bei Sekt diesmal. Da war ich aber schon bei der Arno-Schmidt-Stiftung gewesen und hatte Rauschenbach die Pranke geschüttelt, doch im Vorübereilen zu dem neuen Buch. Das dann wirklich auch da war. Ich schnappte mir sieben Stück und zog weiter; die >>>> [Kulturmaschinen](#)-Verleger kämen ja erst nächstentags (*also heute*: nachher). Saß dann also am BuchMarkt, wir hechelten Neu- und Altersscheinungen durch, „so angepaßt alles“, so Dieckmann, ich den neuen Hettche empfohlen, nein: ihr ans Herz gelegt; sie war noch von >>>> [Arbogast](#) enttäuscht: Reißbrettbuch, auf den Bestseller hin geschrieben, was schließlich ja auch funktioniert hat, Hettche Geld brachte, Ansehen, Macht; ich: „aber das hier ist etwas anderes, jede Zeile hat Wahrheit, virbriert, leuchtet, ja: *Wahrheit* ist das richtige Wort: *poetische* Wahrheit, selbstverständlich“.

„Selbstverständlich.“ „Wir schreiben aus dem Leben.“ Dann setzte sich Stang zu uns, die parallel >>>> [mit dem Buchhändler sprach, bei dem ich am Sonnabend lesen werde](#), der wiederum Flyer zu meiner Lesung dabei hatte, ein Filou übrigens, wie man hört; er reichte mir die Hand, Dieckmann und Stang reichten einander die Hand, man reicht sie auf der



Messe Hunderten, das ist rigoros inflationär. Stang zu mir: „Können wir vielleicht einen Moment *allein*..?“ Ich zu Dieckmann. – Dieckmann zu mir. – „Also, ich habe“, S t a n g hatte also, „folgendes ausgemacht: -“ Ich werd den Teufel tun und Ihnen meine



Konditionen sagen. „Ein Zwei-Buch-Vertrag erstmal, danach sieht man weiter.“ *Feine* Konditionen. „Wir treffen uns um 17.45 Uhr am Stand zum Sekt mit dem Verleger und dem Lektor. Schaffen Sie das?“ Klar schaffte ich das. Abgabe des ersten Buches: März 2011, Abgabe des zweiten: September 2011, je ein halbes Jahr vor dem Erscheinen.

Nun könnte ich jetzt ja die Katze aus dem Säckerl lassen. Tu ich aber nicht. Und zwar, weil die Bücher unter einem so witzigen Autorennamen erscheinen werden, daß es zu schad wär, den Vorhang zu lüpfen. „Das ist klar zwischen uns, oder?: Du bleibst in den Dschungeln bei deinen Andeutungen.“ „A u c h das ist

klar zwischen uns.“ „Wolln doch mal sehen, ob wir damit nicht a u c h einen Renner hibekommen.“ Ich dann gleich wegen THETIS weitergefragt, weil ich damit eine Idee hatte... immerhin: ein riesiges Haus, da wär dann ja ebenfalls, und diesmal ein großer, Vorschuß drin und viel Macht daran, ANDERSWELT unter die Massen zu bringen. Andererseits, nun, ich zog vorher zu >>>> [Elfenbein](#) weiter, dessen Verleger grad >>>> [Ulrich Holbein](#) auf der Buchpreis-Hotlist hatte und im Frühjahr die >>>> [BAMBERGER ELEGIEN](#) herausbringt. „Ich bin aber gerade ganz woanders, ich bin sowas von in-Thetis-drin!“

Abermals die Idee besprochen, daß die Kulturmaschinen Anderswelt I-III als Paperback im Schuber herausbringen könnten und er verlegt parallel nur den Band III, >>>> [ARGO](#), in gebundenem Leinen. „Das m u ß man machen“, sagte er. Also liest er jetzt erstmal Band II, dann bekommt er das Typoskript von Band III und ist sowieso schon mal in dieser Welt d r i n. Hat jetzt aber nicht viel Zeit, weil anderweitig im Termin. „Wir haben ja unser Treffen am Sonnabend.“ „Ich bringe dann Barbara Stang mit.“ Unterdessen ist von schräg gegenüber Würker, der Verleger von >>>> [Manutius](#), wo >>>> [die Heidelberger Vorlesungen als Buch](#) erschienen sind, zu uns getreten und reicht mir die Siewissenschon. Er und der Elfenbein-Verleger kennen sich noch aus dessen Heidelberger Zeiten; als ich weiterziehe, winkt mich im Gang >>>> [Roland Reuß](#) zu sich, der zwischen drei hübschen Studentinnen und zwei Studenten steht, über deren Schön- und Hübschheit ich unfähig bin, Ihnen angemessen Rede zu stehen. Ich hab sie einfach nicht angeguckt. „Wann bist du wieder in Heidelberg? Wollen wir einen Kaffee trinken gehen?“ Schnelles Winken, dahinskizzierte Verabredung... – : sowas ist Messe vor allem andern a u c h.

„Gehn Sie zu Rowohlt heute abend?“ fragt Dieckmann. Wir sind, meine Leser, zurück am BuchMarktstand Halle 4.1. D 171. Sascha Anderson war kurz da, >>>> [sein kleiner Gutleut-Verlag](#) macht wunderschöne Bücher. „Schaust du nachher vorbei?“ „Nein, zu Rowohlt geh ich nicht“, sag ich dann Dieckmann. „Sehn Sie, nachdem Delf Schmidt Rowohlt verlassen hatte und Jelinek und ich mitgegangen waren und die Verlagsleitung gewechselt hatte, selbst Krausser ging ja weg, da war das noch irgendwie sportlich, sich Einladungen für das Fest zu beschaffen und dann die langen Gesichter zu sehen... aber dazu bin ich unterdessen zu alt, der Reiz ist schal. Ich mag einfach nicht mehr sein, wo ich nicht auch gewollt bin.“ „Ist 'ne Haltung“, sagt Dieckmann. „Ja“, sag ich. „Aber“, sagt sie, „man trifft dort eben alle.“ „Mich nicht“, sag ich, „von *alle* kann keine Rede sein.“ Sie nimmt >>>> [AZREDS BUCH](#) mit auf den Weg.

Wir sind derweil bei

1 Altbier (0,5 ltr)
3 Sekt

4 Grappa
1 Wasser

angekommen. Das ist wichtig, daß man sich sowas merkt. Sonst Übersicht Jedenfalls ist Uhr. Ich



verliert man die auf der Messe. es plötzlich 17.40 hatte noch mit >>>> [von Mare](#)

[Niko Gelpke](#) dagestanden; das ist schon insofern ein Erlebnis, weil er ein Schiff betakeln kann, ohne sich sonderlich strecken zu müssen; man hat also den Kopf immer ganz im Nacken, wenn man ihm in die Augen blickt. „Ich fahre morgen schon wieder.“ „Ah schade...“ „Kommst du mal nach Hamburg?“ „Eigentlich nicht, aber ich würd s c h o n gerne mal wieder... – weißt du was, ich setz mich einfach mal in den Zug, fahr zu euch rüber, dann trinken wir einen Abend was und erzählen.“ Handschlag. Jetzt sollte ich's aber auch tun. „Sizilien“, sag ich, „ich würde gern mal wieder was zu Sizilien schreiben, ist ja 'ne Inseln, paßt ja zum Meer.“ – Aber es ist 17.40 Uhr, um 17.45 Uhr soll ich bei dem Kinderbuchverlag sein. Halle 3, ganz woanders, quer übern Messecampus also. Stang ist schon da. Telefonat mit meinem Jungen, ob er das und das haben möchte. Der Verleger ist auch da, nur der Lektor fehlt. Der ist bei den *litarary agents* hängengeblieben, Lizenzverträge werden auf der Messe abgeschlossen, eigentlich ist d a s Frankfurter Messe. Nicht selten bekommen Lektoren abends fremdsprachige Typoskripte ausgehändigt, die sie die Nacht über lesen, weil sie am nächsten Morgen bereits die Gebote abgeben müssen. Hochdruck. Das mit dem Familientreffen, das die Messe zudem ist, ist letztlich Garnierung. Das *Geschäft* findet jenseits des Publikums statt, findet auch nachts im >>>> [Frankfurter Hof](#) statt, wo der Malt (2 cl) 45 Euro kostet. Da geht es überhaupt erst um Mitternacht los.

Endlich ist der Lektor da, die Flasche Sekt wird geöffnet, plötzlich steht eine ganze Platte Schnitten vor uns, von deren Canapés Barbara Stang und ich wechselweise die Himbeeren aus der Sahne picken, mit der der Käse



garniert ist. Ich erzähle noch von einer Idee, aber keiner für ein Kinderbuch. Der Verleger sieht mich an. „Schreibst du das für uns?“ „Das ist nichts für euch.“ „Darüber sprechen wir noch.“ Zu Stang: „Haben Sie das im Kopf.“ Stang: „Ich notiere *alles*.“ Aber es soll eine Novelle werden, denke ich, die muß ganz woanders erscheinen, die gehört zu HanserSuhrkampDumontOderJaOder... ich weiß es eigentlich auch nicht. Und wann soll ich's schreiben? Auch das noch schreiben? „Das m u ß man machen“, hatte der Elfenbein-Verleger zu ARGO gesagt.

Als wir die Halle verlassen, ruft nicht, nein brüllt >>>> [Sascha Lobo](#), der bei *dtv* seinen Hof hält, quer über zwanzig Meter



herüber: „A L B A N !“ Ich also nochmal d a hin, Hand geschüttelt, bei ihm schüttelts den roten Irokesenkamm, bei mir halt nur die Hand, mangelnder Frisurkraft wegen. Stang grinst, als ich zurückkomm, weil das Bild wohl wirklich ziemlich komisch war: „Wo hast du diesen *Anzug* her?“ fragte der geniale Buchgestalter >>>> [Friedrich Forssmann](#), als ich nachmittags wieder zu Arno Schmidt zurückgekehrt war. „Neapel“, sag ich. Schon sind wir im Thema. Der Mezzogiorno. Dann wieder Arno Schmidt. Zettels Traum ist endlich in der gesetzten Version erschienen; für mich liegt eh ein Band bei Suhrkamp bereit, weil nun auch ich an Guido Grafs neuem Webprojekt, >>>> [Schauerfeld](#),



teilnehmen werde. J a h r e hat diese Ausgabe gebraucht, die es ohne Forssmann nie gegeben hätte. Die in Pyprus gebundene Version ist rundweg Fetisch; dazu gibt es die „Studienausgabe“ im Schubert. Eine halbe Stunde lang plauderten wir. Aber ich bin ja schon, mit Stang, und auch Faure hat sich dazugesellt, aus der Halle hinaus; und wir streben dem Ausgang zu. „Ich muß noch ins Hotel“, sag ich, „meinen Rucksack abgeben.“ Der steht vorne in einer der Garderoben. Mit ihm dann per U-Bahn – wer ein Taxi nimmt, ist Masochist; die Schlange am Taxistand ist etwa einen halben Kilometer lang – ins Nizza, wo auch Stang wohnt; danach zur Friedberger Warte. Der Rest ist privat.



*******Do 7.10.**

7.30 Uhr:

[Hotel Nizza.]

Ich werde mal die Löwin wecken. Nach unten in den Frühstücksraum und Latte macchiato besorgen dazu. Den gibt es nämlich hier. Gegen halb zehn werden wir zur Messe losziehn.

Guten Morgen, Leser, erst einmal.

11.14 Uhr:

[Halle 3.1

Volltext.]

Schön plaziert, mein soeben

in >>>> [Volltext](#) erscheinener Text über Niebelschütz – und mit einer bösen Überschrift versehen: Momentlang zog ich die Luft zwischen die Zähne. – Ich war zuerst, nachdem ich auf die Messe kam, zu den >>>> *horen*, um Guten Morgen zu sagen, dann weiter zu Elfenbein, wo Ulrich Holbein stand, aber so im Gespräch daß wir nur die Siewissenschon shakten; gleich dann weiter zu Volltext, weil ich meinen Text



sehen wollte. Da stand dann Norbert Wehr, der Gründer und Betreiber des berühmten [Schreibhefts](#); wie immer brauchen wir etwas Anlauf, um ins Gespräch zu kommen. Dann aber planen wir für den Herbst 2011 einen längeren Auszug aus [ARGO](#). Wie aber das kombinieren, mit was? Da fällt uns Christoph Schlingensieff ein. Das wäre doch wunderbar, gäbe es in seinem Nachlaß – ich bin überzeugt davon, daß das so ist – noch unveröffentlichte Skizzen, die sich für den Band einer Zeitschrift sehr wohl, nicht aber für ein eigenes Buch eignen. Und dazu, diese Idee kommt jetzt von mir, Niebelschütz' kleinen herrlichen [Aufsatz über die Provence](#), der seit den Fünfzigern nirgendwo mehr publiziert worden ist. Wir vereinbarten, daß ich Wehr das Buch, bzw. eine Kopie davon, zuschicke. Und jetzt sprech ich mit Thomas Keul, dem Volltext-Redakteur. Danach geht es zu S. Fischer, wo ich mit Ricarda Junge verabredet bin. Macht übrigens Spaß, immer mal wieder zu gucken, ob sich am Stand nebenan, der ZEIT, Iris Radisch sehen läßt.



12.44 Uhr:

[Halle 4.1 F137. Die Horen.]

Dann auf dem Weg Susanne Schleyer bei KiWi getroffen, und M.. Mit dem schnell eine Zigarette auf der Terrasse rauchen. Tipps für den diesjährigen Nobelpreis, der in, von nun an gerechnet, fünfzehn Minuten bekanntgegeben wird, also nicht er, sondern sein diesjähriger Träger. Ihn selber kennen wir schließlich sei Jahren, mit mehr und/oder minderer Begeisterung. – Ich sitz jetzt bei den Horen, >>>> Phyllis Kiehl ist aufgetaucht und war sofort von Tammen in Beschlag genommen, der den phänomenalen Satz aussprach:



Ich kann nämlich auch aufrecht giften. Das sind die Hohen Momente der Messe, wenn jemand aus den Tiefen seines Bauches spricht. Lange genießen kann ich das aber nicht, weil ich um 13 Uhr bereits wieder Stang treffe. Also dies hier ist nur ein Miniaturboulevard, um Ihre Mittagspause aufzuheitern. – Ah, >>>> [Hartmut Abendschein](#)! Jetzt ist auch >>>> [litblogs.net](#) leiblich geworden. Nicht ganz so, aber doch fast wie Phyllis Kiehl. Und immerhin, ihr Betriebsler, es gibt uns.



*****(*Abermals nachgetragen*, am Morgen eines folgenden Tages:)

Doch nicht nur saß hier >>>> [Frau Kiehl](#) herum und >>>> [Abendschein](#) schüttelte eine Idee nach der anderen auf ihren Kostümrock, die sie eine nach der anderen abklaubte und ins Licht hielt, wovon ihr Gesicht heller und immer noch heller davon, sondern paar Stände weiter, komplementär ganz dunkel zu Anfang, hatte ich meinen Lektor Delf Schmidt entdeckt, um den Grüblerisches herumstrich, ja der

lange Arm des Melancholierens – davon hat es nur einen – hatte sich um seine Schultern gelegt, und eine mir anfangs nicht bestimmbare Spielart von Zorn auf seinen Kopf. Ich mußte näher heran, um dem auf den Grund zu gehen und solchen Influentialien, falls es geboten, schließlich zu wehren. „Delf“, sagte ich, das war meine Begrüßung. Dann sagte ich: „Ich möchte dich einem Grappa und einer schönen Frau vorstellen.“ Die Dativobjekte nannte ich freilich, meiner Zuneigung halber, in genau vertauschter Reihenfolge. Er aber, Delf Schmidt, sprang bereits auf, nachdem das erste Objekt genannt worden war. Wir gingen also hinüber.

Geschehen war folgendes: Sein Verlag hatte kurzfristig einige Star-Autoren unterbringen müssen und dies auf Kosten der Belegschaft getan, die umziehen mußte, nicht komplett, dazu ist der Verlag zu groß, sondern personalunion durch eben Delf Schmidt. Der durfte seither die Erfahrung zu kurz geratener Bettstätten machen und jedenfalls hatte, wenn er einschlafen wollte, die Füße auf der Hausbar liegen. Es gebe ansonsten in ganz EfEfEm keine freien Zimmer mehr. „Ich reise ab.“

„Erstmal trinkst du Grappa.“

Sein Gedunkel hellte sich allerdings auf, als er ins Strahlens Frau Kiehlens geriet. Wir stießen an, dann flüsterten wir miteinander, während Frau Kiehl uns beobachtete und Fotos von uns machte und von Frau Stang, die auch schon wieder da war und mit Tammen flüsterte. Abendschein notierte derweil Ideen. Ich kenne keinen anderen Mann, der auch nur ungefähr, geschweige unentwegt ebenso Ideen hat. Zwei davon wollen wir realisieren. Die dritte war meine. Über die spreche ich nicht, auch ihm



hab ich sie nicht gesagt, aber man könnte davon seine erste Million verdienen. Nein, keinen Ton! Warten Sie ab.

Schmidt und ich sprachen über Frauen. Das gehört sich so, wenn wir

öffentlich beieinandersitzen und gesehen werden können. Über Literatur unterhalten wir uns immer nur hinter geschlossenen Türen: dann ist es uns nicht peinlich. Dann flüstern wir auch nicht. Es ging um das Aufnehmen pheromonaler Duftstoffe, die halt von den einen Frauen versendet würden, in anderen aber, den meisten, seien sie erstaubt. Das Gespräch war so wenig moralisch, daß Tammen, der gar nichts mitbekam, sich dreimal räuspern mußte. „Hier entsteht grad ein neues Projekt“, rügte Stang überdies, „da können Sie beide doch bitte ein bißchen ehrfürchtig sein.“ Abendschein sah mardrig auf und fragte im Ideen-Springen: „Ein Projekt?“ Da kam Ulrich Faure vom BuchMarkt, und alles verstummte. Nur Phyllis Kiehl ließ ein blitzendes Lachen von hinter ihren Zähnen los. „Noch einen Grappa?“ fragte Kirchhoff, der deutlich darum besorgt war, nach der Messe nicht all die Flaschen wieder einladen zu müssen und dem Tammen mit auf den Rückweg nach Bremerhaven zu geben. Es gibt ja ein

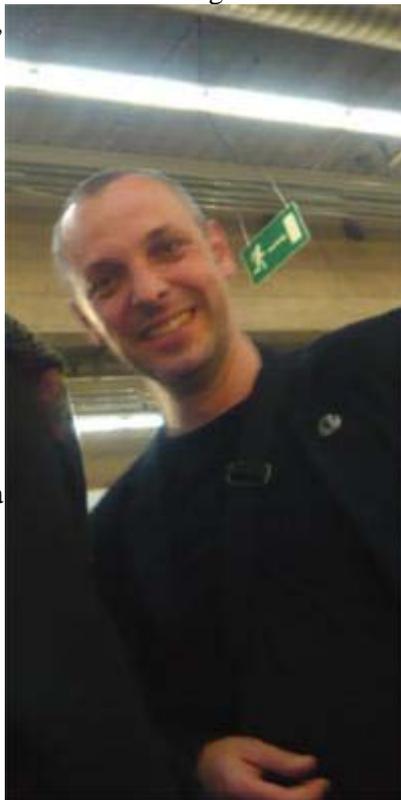


neues Gesetz, das nicht nur das Trinken im Auto verbietet – generell, nicht nur das von alkoholischen Getränken, denn allen anderen könnte Alkohol ja beigemischt sein -, sondern auch das Mitführen von solchen. So besorgt ist unser Staat um die Gesundheit seiner Bürger. Weshalb ich mir eine Zigarette

ansteckte. „Du weißt, daß man in den Hallen nicht rauchen darf?“ „Nein, das ist mir neu. Seit wann?“ „Oh, seit einigen Jahren“, erklärte mir die schöne *horen*-Hostess, „und zwar in allen öffentlichen Räumen.“ Sie stellte einen Aschenbecher vor mich hin. „Auch in Restaurants und Kneipen nicht“, stellte



sie dem Aschenbecher noch hinzu. „Nein!“ rief ich aus. „Doch!“ rief sie aus. Ich fragte besorgt nach, wollte sichergehen: „Seit einigen Jahren schon?“ Sie machte den Eindruck, als wenn ihr Tränen kämen, der Lidschatten rötete sich. „Und das haben die Autoren mit sich machen lassen?“ fragte ich. „Ja,“ schniefte sie, „fast alle.“ „Das kann ich gar nicht glauben. Ich kenne fast alle meine Kollegen als selbstbewußte Menschen.“ „Bei Katja Lange-Müller stimmt das“, stimmte die schöne Hostess mir zu. Ich wandte mich an die anderen: „Habt ihr das auch gehört, daß man in öffentlichen Räumen nicht rauchen darf?“ Delf: „Wie bitte? Seit wann das denn?“ Er ist allerdings Nichtraucher, man darf seiner Kenntnis diesbezüglich



nicht trauen. Doch auch Abendschein rief: „Das glaube ich nicht, das ist eine Ente. Hast du mal Feuer?“ Usw. Barbara Stang quietschvergnügt mit Frau Kiehl, Kirchoff machte sich an der nächsten Grappapalette zu schaffen und wuchtete zwei der Kartons vom Stoß. Ricarda Junge rief an. „Würdest du mich heute abend zu dem Verlagsessen begleiten?“ „Du bist dir sicher, daß du unbeliebt machen willst?“ „Ja, bin ich.“ „Ich komm dann gleich mal zu Fischer hoch.“ Ich hatte nämlich Denis Scheck ausgemacht, der durch den Gang kam. Er hat für einen Menschen einige Bruttoregistertonnen Verdrängung als andere mehr; das wirkte bei mir so sofort, daß ich spontan nach meinem Panier des schnellsten greifbaren Hasen faßte und auf diesem Besen davonritt. Auf halbem Flug rief Junge abermals an. „Du, ich muß schon los, höre ich gerade. Ich simse dir Name und Adresse des Lokals. Einverstanden?“ So daß ich zwischenlandete, ich weiß nicht mehr, wo.

Als ich an den *horen*-Stand zurückkam, waren [die Kulturmaschinen](#) eingetroffen und hatten nächste Bücher bei sich. Auch Bettina Hesse kam, meine voriger Verlegerin, die >>>> Die Niedertracht der Musik herausgebracht hat. Wir schwiegen drüber, aber das Buch war an dem Mißstand wenigstens mitschuld, der den Verlag zur Auflösung brachte. Ich bin mir dessen gewiß. Zumal Bettina klagte, es sei sogar teuer, den Herbst zu makulieren. „Dann sollten Sie das nicht tun“, sagte Abendschein. „Auch ich“, sagte Frau Kiehl, „halte das für einen Fehler.“ „Aber was soll ich denn tun?“ fragte Bettina. Sie war der Verzweiflung sehe nahe. Worauf Delf Schmid sie in den Arm nahm und erzählte, man habe noch in den Dreißigerjahren den Goethe in Cottas Originalausgaben billig kaufen können. „Das dürfen Sie“, sagte er, „dem Alban nicht ersparen.“ Allgemeine Zustimmung fand sein Einwand. „Einen Grappa, Bettina?“ fragte ich. Wir kamen überein. Die Idee stammte von Ulrich Faure, der ebenfalls wieder erschienen war. Auch Iris Radisch war erschienen, mit ihm, sie stellte jetzt ihre Garage zur Disposition. Da sollen die Bücher gelagert werden bis, sagen wir, 2132, die Bücher Cottas von Goethen beerbend. Bettina erstrahlte im Arm Delf Schmidts. „Wunderbar!“ rief sie. Aber die Radisch war schon zerplopt. Ich hatte sie mir eingebildet, glaube ich jetzt. Immerhin war ihre Garage geblieben, da kommen die Bücher nun wirklich hin. „Aber du mußt die Speditionskosten tragen.“ „Wieviel macht das?“ „Zweihundertfuffzich.“ „Die Wette gilt.“ „Wir nehmen sie mit >>>> in den Webshop“, sagte die KulturmaschinIn da. „Und du“, sagte Faure, „solltest sie in Der Dschungel anbieten.“ „Auf jeder Lesung Exemplare dabeihaben“, sagte Abendschein, „aber da wir schon dabeisind: ich würde nach der Kleinen Theorie des Literarischen Bloggens auch gern deine >>>> Paralipomena verlegen.“ „Neue fröhliche Wissenschaft“, sagte ich. „Geht nicht“, sagte er, „das gibt es schon bei Matthes & Seitz.“ „Das wußte ich nicht“, sagte ich. „Das“, sagte Delf Schmidt, „heißt da anders, ist eine *Reihe*, kein Buch, und heißt n u r

Fröhliche Wissenschaft.“ „Ich finde das ungehörig“, sagte ich, „Nietzsche zu reihen und glieden.“ Bettina Hesse enteilt. Bettina Hesse kam wieder. „Alban, ich mache ja bisweilen für >>>> Ricco Bilger das Lektorat, und...“ „Du?“ Wir blickten aber alle auf: Kirchhoff, Stang, Schmidt, Kiehl, Abendschein, die schöne Hostess und ich auch. „Na ja, eigentlich lektoriert da Christian Döring.“ „Wie?“ „Was?“ „Ehrlich?“ – „Sapperlot!“ rief Tammen. „So ist er“, sagte Faure, „der Christian.“ Er ist einer der wichtigsten Lektoren, auch der kenntnisreichsten, Deutschlands. „Na ja, seit er Herausgeber der Anderen Bibliothek geworden ist, hat er nicht mehr so viel Zeit“, erkläre Bettina. „Aber deswegen bin ich nicht hier.“ „Ich lektoriere auch nicht“, sagte ich, „ich würde nur Fehler in die Sätze machen. Nein, Bettina, ich bin keine Empfehlung.“ „Nie“, rief sie aus, „wäre ich auch nur auf den Gedanken gekommen!“ Man sah Delf Schmidt förmlich sich besänften. „Grappa“, sagte er, als Bettina sagte: „Aber da gibt es so ein Buch bei Ricco... das muß du rezensieren. Das kannst du rezensieren. ‚Das ist gute Literatur‘, hat eine Schweizer Kritikerin geschrieben. Und dann hat sie geschrieben, gleich darunter: ‚Das ist Pornographie‘. In Deutschland traut sich aber keiner da dran.“ „Die Schweiz“, sagte ich, „ist halt ein freies Land.“ „Ich fände das echt klasse, wenn du...“ Undsoweiter schleppte sie mich zu Bilger ab, den ich noch aus Zeiten kenne, da er das Leukerbader Literaturfestival gegründet hat. Einmal las ich bei ihm als Ehrengast nachts ganz oben auf einem Gipfel. Es schneite. Es stürmte. Die Heizung ging nicht. Aber es waren fünfhundert Leute da und hörten zu, wie Europa unterging, nachdem er bereits vor mir wienerisch verbessert worden war, wenn auch nur in der Mitte. Jedenfalls umarmten wir uns, und er begann umgehend, von diesem Buch zu schwärmen. Er hörte gar nicht mehr auf. Das hatte was Ansteckendes. Da konnte man sich nicht wehren. Da wurde man verführt. Also ohne es schon gelesen zu haben, doch nahm ich es mit, empfehle ich es hier:



Roland Heer
 >>>> [Fucking Friends](#) <<<<
 Roman
 Bilgerverlag
 Zürich 2010

Lektorat: Christian Döring Ich bin sowieso dafür, immer die Lektoren der Bücher in den Büchern zu nennen. Wie das unterdessen bei Übersetzern mit Recht gehalten wird, endlich, ist dazuzusagen. Denn nicht selten übersetzen Lektoren die Bücher weit mehr als die Übersetzer zu Büchern. Ich meine das im Ernst. Auch Delf meint das im Ernst, will aber nicht genannt werden.

Als ich zu den horen zurückkam, war der Stand bis auf Kichhoff um alle anderen geleert. „Was ist denn passiert?“ fragte ich. Er sagte: „Die Bundeskanzlerin.“ „Bitte?“ „Die Bundeskanzlerin“: Das sagte er so

deutlich schärfer, daß ich mich zurechtgewiesen fühlte und verstummte.

Was sollte ich jetzt tun? Daß die Bundeskanzlerin eine Argument ist, ließ sich nicht bezweifeln.



„Meine Güte, Alban! *Schnittchen!*“

Ich beschloß, bei der Berlin

University Press vorbeizuschauen, um mal zu sehen, ob >>>> [Mariam Kühnel-Hussaini](#) anwesend war, von der mir irgendwann danach >>>> [Klaus Siblewski](#) vorgeschwärmt hatte: eine derart *schöne* Frau, daß einem der Atem stockte, wenn man Mann sei, zu dem er mahnend das Fähnchen fügte: „Aber erst zweiundzwanzig, Alban.“ Ich habe ja beschlossen, und er weiß das, daß nichts unter fünfundzwanzig für mich mehr infrage kommt. Im Gegenzug hatte ich vor Jahren Ricarda Junge in die Hand versprechen müssen, niemals älter als 43 zu werden. Was ich gehalten habe. Und wer das eine hält, darf auch beim andern nicht schwächeln. Frau v. Lovenberg hat die schöne Afghantin in die erste ihrer Seiten bei der FAZ gegossen. Hörte ich. Ich schreibe zwar für Zeitungen, aber ich lese sie doch nicht. Es gibt einfach Grenzen. Doch laß ich mir erzählen. Denn glauben muß man sowieso, was in der Zeitung steht -

aber, Leser, es ist

FR 8.

und ich

ruft



10.

muß mich rasieren, dann duschen, dann zur Messe hinüber. Mein erster Termin „Punkt zehn Uhr!“ – Ich

werde nachher weitererzählen. Unbedingt. Von dem Abend bei Fischer. Und vielerlei anderem mehr. Zum Beispiel von dem *Dreh*, bei dem ich Ariane Fink wiedertraf, die aus New York geflohen ist und auf dem Laufband Unterschlupf suchte, aber dabei in meine Arme lief.

10.40 Uhr:

[Halle 4.1. D an der T-Kreuzung.]

Ich kam bei >>>> [André Thiele](#) zu spät, er saß bereits im nächsten Termin. „Können Sie in zwanzig Minuten wiederkommen?“ „Aber ja, dann schreib ich noch etwas.“

Was ich jetzt tue.

Also. Nachmittags der Drehtermin für >>>> [FAUST Kultur](#), bei dem mir, weil wir auf den Laufbändern drehten, Arina Fink in die Arme lief, die ich seit bestimmt drei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie war in meiner kleinen New Yorker Zeit wie eine Schutzgöttin für mich, weil vertraut mit nahezu allem und jedem. Jetzt fällt es mir schwer, sie mir ohne NYC vorstellen zu müssen; aber sie sei die Stadt geflohen, sagte sie; sie habe sie nicht mehr ausgehalten. So umarmt standen wir da auf dem Laufband, ich hatte

den Dreh unterbrochen, das Laufband trug uns hin, das andre wieder her, und dieses wieder hin – bis der Regisseur dann doch weitermachen wollte.

“Frankfurter Hof? Nachts?” Ich überschlug meine Barschaft. Zu den Agents ‘n Scouts kann ich nur dann, wenn mich wer einlädt. Das sagte ich ihr aber nicht. Die Fragen für den Podcast: Welches Werk Goethes ist Ihnen am nächsten? Ich hätte sagen können: “Moby Dick”, aber das wäre dann aufgefallen, daß man mir niemals glauben darf. So entschied ich mich für Faust II, weil ich, aber sagen Sie’s nicht weiter, in Helena verliebt bin. Zweite Frage: Wen würden Sie in einem Spielfilm lieber spielen, Faust oder Mefistofele. Ich: Kapitän Ahab. Die Interviewerin: Bitte? Ich: Kapitän Ahab. Da wußten Sie denn, mit wem sie es zu tun hatten. So daß mein bitterer Vorschlag, Renate Chotjewitz posthum die nächste Goethe-Plakette zu verleihen, wenige Chancen hat, für eine Mehrheitmeinung zu stehen. Schade eigentlich. Für meine zweite Wahl habe ich Thomas Steinfeld vorgeschlagen, “also”, sagte ich, “wenn es sowas wie eine Förderplakette gibt.” Die Interviewerin ließ sich den Namen buchstabieren, dreimal setzte sie neu an. Der Kameramann schnitt das mit. Ob ich Pudel möge? war ebenfalls eine Frage. Und wie ich es mit dem Lieben Gott halte. Dies kam so direkt an die Pudelfrage, daß ich erschrocken meinte, einen Zusammenhang zu erkennen. Sie wissen schon: das Ebenbild.

Das ging so bis halb sechs. Dann war Zeit bis halb sieben zu überbrücken; ich wollte ja nicht stundenlang vorm Italiener auf- und abgehen. Aber es traf sich sehr gut, daß bei [>>>> Mare](#), ebenfalls in Halle 4, Ricarda Junges Lektorin stand, wo sie Wein trank. Erinnern Sie sich? Wir sind vor zweieinhalb Jahren deftig aneinandergeraten; sie hat mich damals, weil ich auf korrekten Konjunktionen bestand, [>>>> einen Sprachfaschisten gennant](#). Das fand ich damals stark. Heute denke ich zwar immer noch, daß das stark gewesen sei, aber nunmehr: daß es stimmt. Also dachte ich, wenn wir im Krach sind, aber Ricarda nimmt mich als ihre Begleitperson mit, dann ist das für sie nicht schön. Weshalb ich auf die Lektorin zunging, lächelte (ich kann das) und fragte, ob wie das Beil nicht untern Messeteppich kehren wollten, sie mit dem linken ihrer wunderschönen Pumps (zu dem die Knöchel sehr paßten), ich mit meiner rechten Asics. Sie lachte. “Ja”, sagte sie, “gut”. So scharrtten wir beide, wobei wir versuchten anzustoßen. Mit Sekt, der über die Glasränder perlte. Wir lachten wieder. “Ich finde, Ricarda soll sich wohlfühl’n.” Das sah die Lektorin auch ein. Seither lächeln wir uns zu, wenn wir uns sehen; zwar, sie immer mit spürbarem Vorbehalt, aber auch da hat sie recht, den Unhold in mir zu wittern und irgend eine Falle zu ahnen, einen Teufelsfuß, der mich auf Goethe zurückbringt. Dazu aber später. Jetzt geh ich zum Termin.

*****17.40 Uhr:

Und so blieb’s dann erstmal auch, Termin um Termin,

wobei “Termin” nicht ganz richtig ist; es waren vor allem Gespräche ohne hintergründige oder wenigstens ohne zielgerichtete Intention. Eine Zeit lang mit Klaus Siblewski geplaudert, der den Einfall der neuen Medien in den Buchmarkt ähnlich einschätzt wie ich, indes Michael Hohmann, Leiter der Frankfurter Romanfabrik, gar keine “Gefährdung” sieht, sondern fest der Meinung ist, das Buch werde dasjenige Leitmedium bleiben, das es schon längst nicht mehr ist. “Man kann nicht auf einem Ipod lesen, man kann nicht am Bildschirm lesen, keine langen Texte, sondern dazu braucht man den Geruch eines Buches, das Anfühlen eines Buches, überhaupt das Buch.” Daß dies eine reine Frage der Sozialisation sei, ließ er nicht gelten. Das Buch sei, kann man ihn interpretieren, eine geradezu ontologische Größe. Mir fällt dazu immer nur Wilhelm II ein: “Ich glaube an die Zukunft des Pferdes. Das Automobil hat keine Chance.” Was mich dabei prinzipiell nicht nur erstaunt, sondern nervt, ist der Umstand, wie wenig an die Jungen gedacht wird, wie wenig bedacht wird, wie sehr diese sich ändern und längst schon geändert haben. Ich finde, daß das ein Zeichen von Altern ist, von Altgewordensein. Für Fünfzigjährige ist das zu früh. Auch Honnefelder habe gesagt, das Ebook spiele keine Rolle und werde niemals eine spielen. So schlägt sich die Buchindustrie selber auf die Schulter.

Aber ich wollte doch von S. Fischer erzählen, von gestern abend. Nur holt mich gegen 18 Uhr meine Löwin ab; wir ziehen dann hinüber zum traditionellen Empfang von C.H. Beck. Danach Party der sog. Independents, der kleinen unabhängigen Verlage also, in der Diamantenbörse. Ich habe eine starke Tendenz, das zu schwänzen und statt dessen mit der Löwin essen zu gehen. Morgen abend ist eh wieder Party. Hm. Gut, ich lade mal Fotos hoch -

à propos: So raucht man, wenn man sich ans Rauchverbot hält, jedenfalls in der 4.1:



Aber meine alte Freundin A. hab ich wiedergetroffen. Wir sprachen fast zwei Stunden, dann

flanierten wir Hand in Arm durch den Gang. Und bei Marebuch trank ich Wein. Sowie Alissa Walser war da, glücklich, wie Sie sehen: Ich muß los. Mehr, wenn Sie mögen, lesen Sie später. In Der Dschungel. Wo denn sonst?



SA 9. 10. Mit Amartya Sen, nämlich anfangs vom Vortag 5.40 Uhr:

[Hotel



Nizza.]

Was denn war gestern noch? Der Reihenfolge nach? Tatsächlich mit dem Fest bei S. Fischer beginnen? Oder, >>>> [worum Teresa bittet](#), erst einmal von den Argentinern erzählen? Die gar nicht recht auffallen auf dieser

Messe, welche doch sie zum Thema hat? In der „Edel“- und also Sonderhalle bin ich bislang so wenig gewesen wie bei den Kunstbuchverlagen. Sie dürfen nicht vergessen, daß eine Buchmesse für mich kein Sightseeing ist, sondern es dient, wovon ich hier mehr oder minder launig (nicht zu verwechseln mit „launisch“) erzähle, einem zielgerichteten Vorankommen durchaus; sprich: es ist eine Serie von Berufsveranstaltungen, zu denen das allerdings an allen Ufern oft zum kommunikativen Delta ausgespülte Gerede als, sagen wir, Stapelfahrt eines Bootes sehr wohl gehört, dessen Hornblower recht wohl das Meer, auf das es zugehen soll, in Blick und Kurs behält. Behalten m u ß, eben, s o muß das heißen. Dazu gehörte denn auch, nicht das Segel ins Korn zu werfen, weil es die eigene Müdigkeit für eine Flinte hält, und eben d o c h, n a c h dem Messetag, zu dem Empfang bei C.H.Beck zu gehen. Wollte ich sowieso. Aber die Löwin rief an, daß sie keine Lust darauf habe; sie wolle endlich, endlich malen, stehe sowieso mit beiden Füßen bis zu den Waden in der Farbe. Sie merke überhaupt jetzt erst, wie dieses *Wien* – ja, sie betonte den Städtenamen kursiv – sie von ihrer wirklichen Arbeit abgehalten habe usw. Ich solle mich aber nicht beeinflussen lassen, sondern meiner Wege weitergehen und mich danach, auch wenn’s dann bereits Nacht sei, von einem Taxi zu ihr fahren lassen. Frankfurt, Leser, ist zwar >>>> [ein Her Turtur](#), aber das Atelier der Löwin befindet sich in Offenbach, was dann d o c h ein Stück Weges ist, den man nachts nicht gern zu Fuß geht, zumal ganz sicher: angetrunken. Und mir ein Fahrrad zu besorgen, hab ich nicht mehr geschafft. So weit, so blöd, es hat keinen Sinn, einen Künstler umstimmen zu wollen, den es gepackt hat, und Künstlerinnen schon gar nicht. Ich knirschte also ins Ifönchen, aber charmant (Sie müßten mich mal knirschen hören)... – charknirschte also von Verständnis manches und einiges von Achwieschade!, dann suchte ich nach abendgemäßem Ersatz... worin mich Delf Schmidt abhielt, der eng mit Isolde

Ohlbaum beim Verlag saß, und auch sie hielt mich ab. War aber nicht der Ersatz den ich brauchte. Schon weil es Ersatz für die Löwin nicht gibt. Aber auch >>>> [Phyllis Kiehl](#) saß dort, ich kenne meinen Delf. Mit dabei, beim Berlin Verlag, saß ein neuer Lektor, von dem ich allen Eindruck gewann, daß Schmidt ihn als seinen Dauphin sieht. Das Wort paßt in wenigstens zweifacher, nicht nur jener Hinsicht, daß wir nach 1349 leben. Sagen wir’s mal so: der Rebell Schmidt dauphinierte den jungen Mann gestern abend. Ob dem das selber klarwar, weiß ich nicht. Aber wir hatten viel zu lachen. Jedenfalls fragte ich, während Schmidt von mir auf eine Weise sprach – *von meiner Arbeit*, will das sagen -, die nicht nur ehrenhaft, sondern auch - *rührig* war... fragte ich Kiehl, ob sie mich nicht zu Beck begleiten möge. Sie trug ein Kleid, das fand ich passend. Ich wolle sie Martin Hielscher vorstellen, der ganz gewiß dort sein werde; wichtiger Mann für neue, n i c h t gelöffelte Literaturen: von ihrem, Kiehls, Weblog her weiß ich, daß sie ja nicht nur zeichnet, sondern etwa auch >>>> [L.’s hochliterarische Briefe](#) verfaßt, das könnte für Hielscher was sein. Und wie’s nun die Gelegenheit wollte... kurz: sie kam mit. Weniger kurz, daß ich bei Schmidt & Ohlbaum erst einmal noch hängenblieb. „Ich fahr doch morgen wieder.“ Da hatte er schon die Flasche Sekt entploppt. Alles das in Feindesland, also für mich, seit ich mit Conradi, dem Verlagsleiter ehemals, in Streit und Trennung geraten. Ich hatte ihn einen Verlagsspekulanten genannt. Das war, als er noch Naumanns Nachfolger als Minister für Kultur werden wollte; unter Schröder, erinnern Sie sich Schröders noch? Jaja, ich meine den Putin-Kumpan. Schon d i e s e Verbindung war mir nur schwer erträglich gewesen. Daß er, nicht Schröder, sondern Conradi, aber jener sicher auch, meinen Arbeiten Margret Atwoods vorzog, hingegen, hatte ich noch verzeihlich gefunden. Knapp nacherzählt: das ging nicht mit uns (doch mit Atwood wäre es gegangen). So kam ich zu *tisch7*, den es nun auch schon nicht mehr gibt. Man kann sagen, daß das Buch, dessen der Makulierung entzogene Exemplare nunmehr in Iris Radichs Garage gehen, eine Publikation des Berlin Verlages ist, die sogar schon gut bevorschußt war. Aber da war halt Gerhard Schröder. Man sage nicht, ich sei kein politischer Mann!



Darauf tranken wir fünf, nicht nur einen: Schmidt, Ohlbaum, Kiehl, der Dauphin und ich; hätten wir wir nur *einen* darauf getrunken, hätt das zu sehr nach einem Joint ausgesehen, den man herumreicht. Hab ich erzählt, daß ich nachmittags noch mit Ricarda Junge unterwegs war? Wir sprachen über Männer. Sehn Sie, auch dazu bin ich in der Lage. Seit ihrer Trennung will sie dauernd wer verkuppeln. Das nehme schon bizarre Formen an, sei unterm Strich aber lustig. Sie verbrenne, sagte sie, Männer, also d i e verbrennten; sie selber halte sich zurück. Sowieso. Der Tag



kommt, in ihm die Stunde... eine Straßenecke, ein Zugabeil, vielleicht auch ein kleiner Autounfall, nein, nix Bedeutsames, aber doch so, daß der Fahrer des schuldhaft verunfallten Wagens aussteigen müsse, um sich bei der noch ganz schockierten Lenkerin des gegnerischen Fahrzeugs wenigstens zu entschuldigen. Er hat schon seinen Ausweis in der Hand, lächelt sehr, weil's ihm so leidtut. Es regnet furchtbar, eigentlich kann man erst gar nichts sehen, das Wasser trift ihm nur so aus dem Haar. Das Töchterchen auf der Rückbank, das auch schon immer frage, Mama, gefällt dir nicht der oder der oder der? Das sind dann Sparkassenangestellte oder auch schon mal ein Briefträger, was nicht so wirklich, sagt Junge, in ihre Präferenzen fällt, allein, sagt sie, genetisch gesehen: das Töchterchen möcht doch so gern ein Geschwister. Ich habe bei sowas sofort Geschichten im Kopf. Jedenfalls lächelt der die Angelächelte vergeunfallte Mann so...ja, wie soll ich sagen? so... Man kann da als Frau aus dem Blick nicht mehr raus, und wir haben, müssen Sie bedenken, keine Zeiten mehr, in denen die Frau ihn dann senkt. Wir achten auch nicht mehr auf Stand und Benehmen, man hält auch nicht eigentlich mehr um die Hand an, bevor es geschieht. Wir haben ja alles verloren, was eine Frau sonst geschützt hat vor sich, dem Begehren und ergo ihm -

Unterdessen hatten wir schon zehne drauf getrunken. Es war wirklich Zeit für den Abschied und für den Hessischen Hof. Das ist ein mythischer Ort, und zwar, weil man ihm das von außen nicht ansieht. Man sieht ihm von außen den Nachkrieg an, und zwar den von der nüchternsten Funktional-Hotellerie. Aber dann! Man tritt ein, muß seine Einladung zeigen, dann in den Keller. Es glänzt der marmorne gelbliche Stein, in dem man sich auch spiegeln könnte, gäb es nicht dafür Toilettenräume. Läufer sind ausgelegt. Links geht's in die berühmte Jimmie's Bar, dahinter >>>> [Friedas Laise Laube](#), über die ich einmal schrieb. Auch die eben genannten Toiletten sind da. Daran vorbei. Noch tiefer. Dann ein horizontaler Gang. Dann wieder aufwärts... eine Flügeltür... ein w e i t e r Gang dahinter, doch vorne schon steht der alte vornehme Herr Beck und begrüßt jeden Gast mit Handschlag... es kommen Hunderte Gäste... gut, nicht alle bekommen seine Hand, schon deshalb, sehr einfach, weil er gar nicht weiß, wen alles seine Adjutantur eingeladen hat, kann er nicht wissen; und vollzöge sich die Begrüßung auf sagen wir höfische Weise, sie dauerte Stunden. Doch Iring Fetscher, unterdessen sehr



alt
geworden



und

vorgebeugt, ich hab noch bei ihm in den Seminaren gegessen, selbstverständlich mein unterdessen ebenfalls alter Lektor Hansjörg Graf, der ein Nestor ist der deutschen Literaturgeschichte – wir treffen uns auf jeder Messe, und diesmal duzte er mich, lächelte dann, sagte: „Dabei bleiben wir jetzt“ – da war ich stolz,

ganz, glauben Sie mir, uneitel stolz -, wiederum Klaus Reichert selbstverständlich – also diese alle b e k a m e n die Hand. Überhaupt war, was sich gestern abend im Hessischen Hof versammelte, wie noch-einmal-die-Woge einer untergehenden großen Kultur, einer *humanistischen* im tiefsten Sinn; da ist noch nicht die glatte betriebsschicke Replikanz, sondern wer hier *denkt*, der *dachte* auch. Ich sah die Wiggershausens, ich sah mancherlei mehr der entschwundenen Frankfurter Schule.

Grund der Versammlung war >>>> [Amartya Sen](#).

Und, liebe Leser, da mag ich nicht mehr scherzen. Da möchte ich, daß aus dem Boulevard doch wenigstens ein Feuilleton werde, eines im alten Stil, geschliffen essayistisch. Das paßt hier aber nicht hin. Weshalb ich beide Bücher Sens, die bei C.H.Beck erschienen, in einem getrennten Beitrag besprechen werde. Es sind politische Bücher, es sind humanistische Bücher, es sind die Bücher eines Wirtschaftsphilosophen. Das Gespräch mit Sen führte >>>> [Christoph Möllers](#) vielleicht um eine Spur zu lässig-eloquent, vielleicht um eine Spur zu kühl in seiner geschliffenen Freundlichkeit. Da war die Begrüßungsrede des alte Verlegers, eines *Herren*, von andrem Kaliber: „I beg your pardon for my English, but it's quiete another thing to understand a language than to speak it.“ Das hatte nun Grandezza. Man muß nicht vorführen, daß man im Ausland studiert hat, King's College & Co, und seine Muttersprache formflexibel verleugnen. „Und selbstverständlich“, sagte Beck, „liegt es mir am Herzen, die deutsche Übersetzung Ihnen vorzustellen, von der wir meinen, sie sei sehr gelungen. Ich danke Christa Krüger dafür.“ Ich habe ein Gefühl für Autoritäten, die das auch sind. Da werde ich still und höre zu, weil sich so merken läßt, welch ein Unterschied es ist, ob einer Autorität hat oder bloß Macht. Nur selten kommt beides zueinander.



***Nach Rede und Gespräch wurde zum Empfang gebeten. Vor den Gobelins an den Wänden. Vor Fresken, die islamische Kämpfer zeigen. Auf Teppichen. Die Kellnerinnen und Kellner, ganz jung noch, *ausgesucht*, formvollendet. „Das ist wohl die härtest Schule, durch die man gehen kann in der Gastronomie“, sagte >>>> [Frau Döring](#), mit der ich zusammenstand, nachdem ich

- 1) Frau Kiehl mit Martin Hielscher in Kontakt gebracht und
- 2) Monika Eden entdeckt hatte, die Leiterin des Oldenburger Literaturbüros, welche wiederum mit jener beisammenstand, und wir uns, also diese und ich,
- 3) umarmt hatten.

Darf man das in diesem Rahmen sagen: es habe „die Chemie gestimmt“? Auf jeden Fall mochten wir uns, Frau Döring und ich, sofort. Rede zur Bildung, was Bildung s e i. Da ist etwas angenehm Konservatives – im gemeinten Sinn des Wortes: etwas, das bewahren

und nicht gleich anheimgeben will, weil was die glatten Durchläufe stört, nämlich die Bilanzen. Keine Merkelismus, der die Tradition der deutschen Universitäten an – englisch auszusprechen: – international standards hinwegegalisiert will; „international“ selbstverständlich US-amerikanisch und nicht etwa französisch gemeint, im Grunde auch nicht englisch. Egal. Wir wußten schon, wovon wir sprachen.

Frau Kiehl kam herüber, verabschiedete sich; Hielscher werde sie nachhause fahren, sagte sie. Ich grinste ihn an. Schwerenöter. Aber so ist Hielscher nicht. Hielscher ist, so jung er ist, alte Schule, er kann das und paßt deshalb besser zu Beck als seinerzeit zu KiWi. Ich blieb bei der Professorin stehen und Monika Eden; jene kennt Kühlmann gut, aus seinen Publikationen. Sie hatte denn doch lächeln müssen, als ich gefragt hatte: Philologin oder Germanistin? Kiehl und Hielscher gingen: hübsch, diese beide „ie“s in den Namen. Das wird was, ich bin mir völlig sicher. Auch wenn die >>>> [Kulturmaschinen](#) das betrübt. Ich mag das, wenn ich Leute, die ich schätze, an Häuser vermitteln kann, die ihnen etwas geben können, das mir selber versagt bleibt. Es kommt auch nicht drauf an. „Vielleicht“, hatte nachmittags Klaus Siblewski gesagt, mit dem ich auf den Luchterhandkissen bei Random House saß, „ist das sogar sehr gut mit den kleinen Verlage für dich. Denn was du alles machst, das können große Häuser, deren Organisation gleichermaßen straff wie unflexibel sind und das auch sein müssen, nicht leisten: du würdest alles stören, jeden Ablauf, jede Planung, jede Präsentation. Kleine Verlage leisten das aber, die sind allein terminlich nicht im Korsett.“ Daß ich alles stören würde, hatte mir meine Anne schon gesagt, die unterdessen im ältesten Verlagshaus Europas arbeitet; so viel ich weiß, ist Schwabe sogar... ja, >>>> [es stimmt: der älteste Verlag der Welt](#). „Du erwartest Sonderbehandlung,

überall. Du hältst dich an nichts. Du entscheidest spontan allein nach deinem eigenen Kopf. Das ist der reine Horror für Verlage, die geregelte Abläufe brauchen. Stell dir doch bitte vor, was passiert, wenn das alle Autoren verlangen oder doch einige. Und das ist so. Man kann dich auch nicht bändigen, nicht mal zivilisieren. Da wird man als normaler Mitarbeiter verrückt, wenn nicht genervt. Und will einfach nicht mehr.“ „Außerdem“, sagte Siblewski, „was du da allein *an Masse*

ausstößt, das läßt sich von einem großen Verlag gar nicht bewältigen. Von mehreren kleinen Verlagen aber sehr wohl. Das ist die Chance der kleinen Verlage, und sie nutzen sie. Deshalb erscheint in ihnen so viele wirklich gute Literatur.“ „Aber“, wandte ich ein, „weißt du... das Geld.“ „Ja“, sagte er, „ich weiß. Aber so ist die Konsequenz.“

***Wir sprachen auch über Verachtung, Anne und ich. „Du bist letztlich nicht menschlich“, sagte sie. „Du mißt die Menschen an dir. Und berücksichtigst ihre Ängste nicht.“ „Angst ist dazu da, daß man sie überwindet“, sagte ich. Und sie: „Eben, Alban, eben. Schon wieder. Merkst du da denn gar nicht?“ Da lag, zusammengetreten und blutend, verkrümmt, ein Adolf Hitlerchen in der Ecke des Standes des ältesten Verlages der Welt. „Wie, Alban, hältst du es mit dem Mitleid?“ Und sie fügte hinzu, als ich mir eine Zigarette drehte: „Bitte nicht hier. Niemand würde etwas sagen, keiner sich trauen, dich zurechtzuweisen. Aber nachher, wenn du wegbist, bekommen *wir* das ab.“ Dabei legte sie ihre linke Hand auf meine rechte.

***Die Löwin, übrigens, hält mir nicht vor, nein, falsche Formulierung... aber sanft, zumal für eine solche Raubkatze, gibt sie mir immer wieder ganz Ähnliches zu bedenken. Wobei auch dieses Wort unrichtig ist. „Du solltest lernen, es zu fühlen.“ Bei allem Spott: Man kann auch auf Buchmessen sich herzenszubilden lernen. Sogar, ja, hier.

***7.27 Uhr:

Also meine Termine heute. Vor allem um 10 das Gespräch mit >>>> [Stefanie Klein bei Langen Müller](#). Mein Aufnahmegerät ist geschärft. Danach Fototermin. Wiederum danach, mittags, Treffen bei >>>> [Elfenbein](#), zusammen mit Barbara Stang. Ich möchte auch gern die Kulturmaschinen mit Elfenbein zusammenbringen. Da wird es dann, skizziert, um ARGO gehen. Zwischendurch Treffen mit >>>> [Guido Rohm](#). Und abends dann meine erste Lesung aus AZREDS BUCH:

Alban Nikolai Herbst

liest

Azreds Buch.

Buchhandlung Camp
Bücher & Espresso
Eckenheimer Landstraße 352
Frankfurt am Main

um 19 Uhr, davor:

>>>> [Markus Michalek](#)



Wir laden Sie ein.
Kostet auch nichts.
Danach dann, wir alle
zusammen, >>>> [ins
Literaturhaus](#).

***<9.55 Uhr:



[Halle
3.1 D,
Langen
Müller.]
Bin

bereits etwas früher
hier; gleich geht es
los. Auch Stefanie
Zweig ist schon da,
aber ich halte mich
noch im Hintergrund,
bis Barbara Stang
hiersein wird.

Anders als an den
Tagen zuvor, während
der ich den Eindruck

hatte, die Messe sei doch erstaunlich wenig besucht,
knüllte es sich schon vorm Haupteingang, und eine
Lautsprecherstimme machte bekannt, es werde hie und
da Personenkontrollen geben. Nun hatte ich keine
sonderlich Lust darauf, meinen Arbeitsrucksack zu
entleeren, wiewohl die entsprechenden Maßnahmen
einsichtig sind; jedenfalls nahm ich einen der
Nebeneingänge, durch die nur Aussteller, Presseleute
und dergleichen kommen. Aber auch da: Kontrollen.
Irrerweise winkte man mich durch und schnappte sich
den Menschen, der gleich nach mir kam. Jetzt weiß ich
nicht, ob ich beleidigt oder froh sein soll: Seh ich
derartig harmlos aus seit neustem? Denn sonst, an
jeder Grenze, bin immer ich es, der sich ausziehen
muß. Hm. Seltsame Ambivalenz. Aber nun gut. So war
ich sehr schnell hier.

Wo bleibt Stang?

15.18 Uhr:

Dann kam sie, zwei Minuten und acht Sekunden zu
spät; ich bin halt, was Termine angeht, Zwängler.
Vorstellung mit Frau Zweig, zwischendurch erscheint
ein Fotograf der dpa, um Fotos von mir zu machen,
also noch mal unterbrechen, aber wir hatten eh noch
Zeit bis halb elf. Ich nutze die Fotopause, um zu
rauchen, dann wieder hinein, das Aufnahmegerät
scharfgemacht (n i c h t: "scharf gemacht"!!!) und das
Gespräch geführt, im Kabinchen. Schönes,
freundliches Plaudern, Erzählen aus der Werkstatt,
Hintergründe, das tatsächliche Leben 1947. Hiernach
zu Elfenbein hoch, wo Ulrich Holbein im Gespräch
mit dem Verleger stand; wir beide ein wenig kabalnd,
schließlich checkt er über meinen Laptop seine Post.
Jörg Sundermeier vom >>>> [Verbrecher Verlag](#)
erscheint, sieht uns, ruft: "Zwei Götter an einem Stand:



Welch ein Faustschlag in das Gesicht von Rowohlts."
Daraufhin wird er, selbstverständlich, von uns beiden
nicht nur freundlichst begrüßt, nein hofiert. Wir sind
so, so daß Holbein ohne aufzusehen seine Mails
weitercheckt und ich in meinem Erzählband lese. Bis
mich Holbein darin stört und eröffnet, Dr. Goldmann
werde der ETA-Hoffmann-Preis erhalten. "Ja-wofür-
das-denn?" "Dafür, daß er die Villa Concordia geleitet
hat und dafür auch ein Gehalt erhielt." "Stimmt, das ist
ein Grund." "Aber keiner, der dich berechtigt, Döblin
zu plagiierten." "Ähm?" "Ich hab nur bis S. 20 gelesen,
daher weiß ich das. Ich hab das auch damals
geschrieben in der ZEIT." "So'chen, so'chen." "Du
solltest meine Hörspiele hören. Ich weiß, du kannst
davon lernen." Usw. Das ist so, wenn zwei im selben
Verlag verlegen. Zumal ich die ersten elf Fehler in
Azreds Buch gefunden habe..."

— Moment, es kommt gerade Besuch. Von der
Argentinien-Halle erzähle ich gleich.

>>>> [Fortsetzung dieser Buchmessen-Erzählung d
o r t.](#)

Lesezeichen

ist das quartalsmässig erscheinende Magazin von litblogs.net. Die besten, bemerkenswertesten oder diskussionswürdigsten Beiträge der Autorinnen und Autoren wurden unter <http://www.litblogs.net/lesezeichen> noch einmal gepostet und zur Lektüre und Diskussion gestellt. Diese PDF-Version der Lesezeichen versammelt die Ausgaben des Jahrgangs 2010.

litblogs.net - literarische Weblogs in deutscher Sprache - ist ein Portal für und Online-Magazin aus AutorInnenblogs. Schwerpunkte dieses Angebots liegen auf der Präsentation, Verbreitung, Dokumentation und Archivierung von literarischen Schreibprozessen, der Förderung des Austauschs der Autorinnen und Autoren untereinander sowie der Beobachtung von und Beschäftigung mit Entwicklungen des literarischen Felds im Kontext kontinuierlicher Medienumbrüche.

litblogs.net erscheint seit 2004 und wurde gegründet und herausgegeben von Markus A. Hediger & Hartmut Abendschein. Seit Herbst 2008 erfolgt die Herausgabe unter Christiane Zintzen und Hartmut Abendschein.

Website: <http://www.litblogs.net>

Kontakt: info@litblogs.net

ISSN 1662-1409

Div. Abomöglichkeiten:

<http://www.litblogs.net/abonnemente>

Archive: Langzeitarchivierung via DILIMAG,
nichtöff. E-Mail-Archiv beim Verlag

